Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

eft 22 1939

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Sie wissen sich
selbst zu helfen

Aufnahme: E. Hase

Amtliche Mitteilungen

Lehrernachwuchs aus den Volksschulen und aus dem Landvolk

In einigen Regierungsbezirken sind nun zu der angestrebten Sicherstellung des Lehrernachwuchses aus den Reihen begabter Volks- und Mittelschüler Schulungs- und Bewährungslager veranstaltet worden. So hatten sich z. B. im Regierungsbezirk Stettin 61 Anwärter gemeldet, davon waren 43 Volksschüler. Das Schulungs- und Bewährungslager fand in Wismar statt. Es hatte folgendes Ergebnis: 9 Schüler traten zurück, um an den ursprünglichen Berufsplänen festzuhalten. 5 Schüler wurden als ungeeignet zurückgewiesen, so daß nur 47 Anwärter in die Aufbaulehrgänge, die den Weg zum Studium an einer Hochschule für Lehrerbildung eröffnen, übernommen werden konnten. Es ist lehrreich, etwas über die ursprünglichen Berufswünsche der im Bewährungslager gemusterten 52 Schüler zu erfahren. 23 Schüler wollten Beamte werden, 20 Handwerker, 5 Bauer oder Landwirt, 2 Seemann, einer Musiker und ebenfalls nur einer Lehrer. Aus Landgemeinden kamen 30, aus Stadtgemeinden 22 Anwärter. Interessant ist weiter die Berufszugehörigkeit der Väter der 52 Anwärter. 19 Väter sind Bauern oder Landarbeiter, 15 Handwerker, 10 Arbeiter und 8 Beamte.

*

In einer Rede vor mecklenburgischen Erziehern in der Seestadt Rostock würdigte Reichserziehungsminister Rust die große Bedeutung des bäuerlichen Volkstums für den Lehrernachwuchs. Nachdem er u. a. erwähnt hatte, er habe nach dem 30. Januar 1933, als er in Preußen an das Ordnen herangegangen war, feststellen können, daß die erzieherischen Kräfte in der deutschen Schule erhalten geblieben waren, wies er darauf hin, daß das Landvolk von jeher das beste Offizierskorps, aber auch das beste Lehrerkorps gestellt habe. In zehn Jahren werde man sehen, daß aus dem bäuerlichen Volkstum die besten Lehrer gekommen seien. Auch der Lehrer könne viel für den Lehrernachwuchs tun.

In diesem Heft:

Neuer Roman

Verpflanzte Menschen

Von Christine Holstein

Zulassung zur gehobenen Postlaufbahn

Bereits im Jahre 1937 entschloß sich das Reichspostministerium, die Anforderungen für die Zulassung zur Laufbahn des gehobenen (damals gehobenen mittleren) Dienstes zu senken und für die Bewerber nicht mehr das Abitur, sondern das Reifezeugnis für O II zu fordern.

Nachdem die „Verordnung über die Vorbildung und die Laufbahnen der deutschen Beamten vom 28. Februar 1939" als Nachweis der allgemeinen Vorbildung für den unmittelbaren Eintritt in den gehobenen nichttechnischen Dienst den Besitz des Abschlußzeugnisses einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule oder eines als vollausgestaltet anerkannten Aufbauzuges an einer Volksschule verlangt, werden in Nr. 41 des „Amtsblattes des Reichspostministeriums" Erläuterungen zur Laufbahnverordnung bekanntgegeben, denen wir folgendes entnehmen:

„Von den Bewerbern, die im Besitz des Abschlußzeugnisses einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule oder eines als vollausgestaltet anerkannten Aufbauzuges an einer Volksschule sind, werden diejenigen bevorzugt berücksichtigt, die am Unterricht in der zweiten Fremdsprache (französisch) teilgenommen haben. Bewerber mit dem Zeugnis einer öffentlichen oder staatlich anerkannten Handelsschule mit zweijährigem Lehrgang oder höheren Handelsschule werden bei der Deutschen Reichspost nicht zugelassen."

Die Verordnung vom 28. Februar bestimmt in § 27, daß die Bewerber zum Nachweis der Vorbildung für den unmittelbaren Eintritt in den gehobenen technischen Dienst das Reifezeugnis einer in die Reichsliste eingetragenen höheren technischen Lehranstalr der geforderten Fachrichtung besitzen. In den Erläuterungen des Reichspostministeriums wird hinzugefügt: „Bewerber mit fremdsprachlichen Kenntnissen werden bevorzugt."

Alle in das Beamtenverhältnis berufenen Bewerber für den gehobenen Dienst, auch der technischen Dienstzweige führen bei der Deutschen Reichspost die Dienstbezeichnung „Postinspektoranwärter", innerdienstlich mit dem Zusatz der Fachrichtung, der sie angehören, und zwar:

- P des gehobenen Postdienstes in den Fachrichtungen Postfach-, Bahnpost- und Postscheckdienst,
- F des gehobenen Fernmelde- und fernmeldetechnischen Dienstes in den Fachrichtungen Fernsprech-, Telegraphen-, Telegraphenbau- und Funkdienst,
- Fu des gehobenen Funkdienstes,
- M des gehobenen Maschinendienstes in den Fachrichtungen maschinentechnischen und kraftfahrtechnischen Dienst sowie
- HB des gehobenen Hochbaudienstes.

Bisher erschienene Beiträge zu unserer Aufsatzreihe „Hilfe bei der Schularbeit"

Reichs-Elternwarte

Heft 22 1939

Inhalts-Übersicht

Volksgemeinschaft

Auch das hat diese große Zeit, die wir durchleben, schon erreicht: wir sind einfacher geworden. Vielleicht haben die in ihrer Ausdrucksweise geradezu klassischen Heeresberichte den Anlaß dazu gegeben. Ohne große Worte haben sie uns gemeldet, daß in nicht einmal drei Wochen die polnische Armee zusammengeschlagen worden ist, ganz nüchtern und einfach wird uns berichtet, daß da und dort vor dem Westwall französische Spähtrupps im deutschen Abwehrfeuer liegen blieben und ganz ohne jedes Aufheben hören wir, daß die Versuche Englands, den uns aufgezwungenen Krieg in unser Land zu tragen, mit schweren Verlusten für die Angreifer zurückgeschlagen wurden. Als wäre das alles selbstverständlich, so einfach und schmucklos, so ohne alle großen Worte lesen wir das oder hören es am Lautsprecher. Und genau so einfach und soldatisch vollbringen unsere Männer und Söhne an der Front Heldentaten, von denen erst eine kommende Geschichtsschreibung berichten wird. Diesen soldatischen Geist haben wir alle verspürt, er ist es, der auch uns auf all das verzichten läßt, was wir vordem glaubten nötig zu haben, um uns allezeit ins rechte Licht zu setzen. Und was wir in den letzten Jahren anstrebten, ist nun Wirklichkeit geworden: wir haben die Volksgemeinschaft!

Wie war das Wunder möglich?

Gewiß, seit Jahren schon spürten wir den Geist der Volksgemeinschaft, aber, was bislang erreicht wurde, war, gemessen an dem, das wir nun täglich und stündlich erfahren, nur ein kleines Beginnen. Es war ein Ahnen von dem, was Volksgemeinschaft in Wahrheit bedeutet. Daß wir uns in Betriebsgemeinschaften zusammenfanden, daß wir dem Winterhilfswerk gern unser Opfer gaben, daß die Männer in den Wehrorganisationen des Staates und der Partei begeistert ihren Dienst taten, daß die Frauen in Frauenschaft und Frauenwerk und im Roten Kreuz helfend halfen und daß die Jugend nichts Schöneres kannte als den Dienst im Jungvolk, der HJ. und dem BdM., das alles ist im Grunde genommen doch nur ein Teil von dem, was wir uns erwerben mußten. Ganz war der uns überkommene Dünkel noch nicht besiegt, ganz hatten wir die Eierschalen zu dieser Entwicklung noch nicht abgestreift. Nun aber ist es geschehen, und den stark vernehmlichen Anlaß dazu bot der Luftschutzdienst, der uns in friedlichen Zeiten oft gar nicht so wichtig scheinen wollte. Im Gegenteil, wie oft hat der Luftschutzwart früher um unsere Mithilfe geworben, wie selten aber ist sie ihm zuteil geworden. Wie oft haben diese rastlos tätigen Männer und Frauen versucht, uns zu bewegen, all den vielen Fragen des Luftschutzes größere Aufmerksamkeit und stärkere Bereitwilligkeit entgegenzubringen. Was ihnen früher nicht überall gelang, das wurde plötzlich Wirklichkeit. Eine so herzliche Arbeitsgemeinschaft, wie in dem Augenblick, als der zivile Luftschutz letzmalig zur Mitarbeit aufrief, hat

es in Deutschland wohl noch nie gegeben. Da stand nun der Herr Direktor genau so wie der Pförtner, der Botenmeister genau so wie sein Chef, sagen wir einmal der Herr Ministerialdirektor, und sie alle schleppten mit vergnügten Mienen die schweren Sandsäcke vor die Fenster des Luftschutzraumes. Und mancher »kleine Mann«, wie er sich früher selber nannte, wird gestaunt haben, mit welcher Geschicklichkeit der »bessere Herr« zu sägen und zu zimmern wußte und auf welch großartige Einfälle der kam, ganz, als ob er »vom Bau« wäre. Und die früher einmal betont »gnädige Frau« hat in diesen Stunden ihrer Hausangestellten den Beweis dafür erbracht, daß auch sie Säcke zu nähen versteht und den Luftschutzraum wohnlich zu gestalten weiß. Und als dann die Sirenen zum ersten Alarm tönten, fanden sich im Luftschutzkeller alle Bewohner des Hauses beisammen wie eine große Familie. Da haben manche Großstädter sich endlich wohl einmal kennengelernt, und mehr als eine Frau wird sich gesagt haben: ich habe bislang gar nicht gewußt, daß die Frau Müller eine so nette Frau ist. Früher sind sie nebeneinander hergegangen, kaum daß sie sich grüßten, denn sie kannten sich noch nicht oder sie grüßten sich nicht mehr, weil sie sich nicht mehr kennen wollten. Vielleicht der Kinder wegen. Nun aber, als plötzlich des Nachts der Heulton der Sirene sie alle in den Keller eilen ließ, fanden sie plötzlich beide das erste Wort, und all der kleine Zank und Streit, all die kleinen Widerwärtigkeiten waren vergessen. Aber auch die Männer, die sich gegenseitig scheel angesehen hatten, fanden plötzlich die Sprache wieder. Ob es nun strategische Vorschläge waren oder eine handfeste Kritik an den Luftschutzvorbereitungen, das ist gleich – die Brücke war gefunden. Und als sich am nächsten Tage die Hausbewohner trafen, waren die Gesichter viel freundlicher als je zuvor, obschon da und dort die Sorge aufkommen wollte, weil der Feldpostbrief noch nicht eingetroffen war. Solche Gemeinschaft schweißt zusammen, denn obwohl keiner in Gefahr des Lebens war, spürte doch jeder: dies war kein Probealarm, dies ist harte Wirklichkeit. Nun aber, da man im Luftschutzkeller auch die Kinder der Nachbarn besser kennengelernt hatte, verstummten plötzlich auch die Nörgler, denen der Kinderlärm bislang so oft auf die Nerven gefallen war. Nun klangen die schon einmal vorwitzigen Antworten »so recht kindlich«. Und das ist das Schöne: dieses Urteil blieb auch am nächsten Tage gültig, denn inzwischen hatten manch älterer Herr und manch ältere Dame gerade das Kind auf den Schoß genommen, über das sie sich früher so oft geärgert hatten. Nun war es ihnen nähergekommen, fast wie ein eigen geworden.

Welch wundersame Wandlung!

Aber noch viel, viel mehr schufen diese Erlebnisse im Luftschutzkeller. Da erkannte plötzlich die Mutter des schon großen Mädels, daß der kinderreichen Mutter im Stockwerk unter ihnen die Arbeit zu schwer wurde und daß sie sich ihrer ein wenig annehmen müßten. Und wie gern tat das Mädel das, wie gern nahm sie der Nachbarin leichtere Besorgungen ab, wie gern setzte sie sich mit deren Kinder hin, um die Schularbeiten zu überwachen, wie gern schleppte der große Junge der Frau, die den Arbeitsplatz eines Mannes eingenommen hatte, die Kohlen und Kartoffeln heran, untersuchte er ihren Keller und wußte noch viel zu entrümpeln. Welche Mutter kann einem solchen Tatendrang, wie ihn unsere Jugend in diesen Tagen entwickelt, anders als mit freudeglänzenden Augen zusehen? Nun, da die Hemmungen überwunden sind, da man sich endlich kennen- oder wieder kennengelernt hat, darf der Junge oder das Mädel der Nachbarin selbstverständlich dienen. Denn nun ist der harte, gemütlose, kalte Satz »Mit den Leuten sprechen wir nicht!« unmöglich geworden. Jetzt reden sie alle wieder miteinander, ja, selbst mit dem Großvater, mit dem man keine Beziehungen mehr unterhielt – der dummen Erbschaftsgeschichte wegen.

So sind wir nun eine Gemeinschaft geworden, keine, die zart behütet werden muß wie ein empfindliches Pflänzchen. In diesen Stunden, in denen es uns zweifellose Gewißheit wurde, wie haßerfüllt England uns das Lebensrecht bestreitet, da es uns mit noch größerer Not als Versailles droht, in diesen Stunden, in denen wir aber auch die stolze Erkenntnis gewonnen haben, daß wir in diesem uns aufgezwungenen Kriege Sieger bleiben, ist die Frucht der jahrelangen Bemühungen aufgegangen. Wir sind nun eine Schicksalsgemeinschaft geworden, in der jeder seine Aufgabe erkennt und danach handelt. Nun wissen wir, was dieses Wort Schicksalsgemeinschaft bedeutet. Wir machen nicht viel Worte darum, genau so wenig wie unsere Soldaten an vorderster Front. Ganz einfach, ganz schmucklos tun wir alle, was nötig ist in dieser großen Zeit.

Möller-Cripitz.

Jugend auf den Äckern



Von Hans Hajek

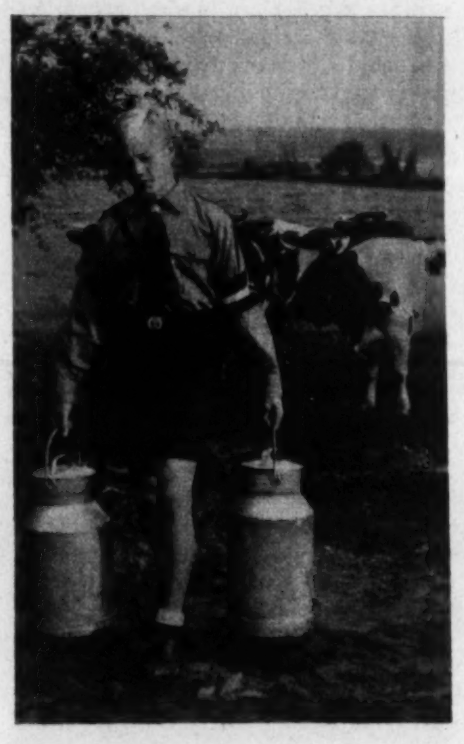
Aufnahmen: Atlantic-Photo und Presse-Bild-Zentrale

Der Einsatz unserer Jungen und Mädel zur Mithilfe in der Kartoffel- und Rübenernte, zur Einbringung des Herbstobstes und zu anderen zusätzlichen, ihren Kräften angemessenen Hilfsarbeiten auf dem Lande ist in vollem Gange. Wenn schon für die schwereren Aufräumungs- und Bestellungsarbeiten polnische Kriegsgefangene in geschlossenen Kolonnen eingesetzt werden sollen, zieht der Bauer und die Bäuerin für die Arbeit, die Schulter an Schulter mit dem Landvolk selbst geschehen muß, vor allem für die Erntehilfe unsere deutsche Jugend verständlicherweise bei weitem vor.



An einem frischen Herbsttage fahren der Kreisgefolgschaftswart eines landwirtschaftlichen Kreises der Mark Brandenburg und der Berichterstatter von Dorf zu Dorf. Querfeldein von der Landstraße, über sandige Feldwege, hubbelt das brave Auto der Kreisbauernschaft, d. h. ein zum Ersatz requirierter, altmodischer Kasten — das Eigenauto ist wohl irgendwo für die Wehrmacht unterwegs und hat es dabei sicherlich nicht leichter. Denn wir rollen durch eine unbeschädigte, friedliche Heimat; wäre nicht da irgendwo hinter einem Acker eine Flakabteilung eingegraben, dann dächten wir in diesen Stunden wohl an alles andere als an Krieg. Denn links und rechts auf den Feldbreiten sind Männer und Frauen an der friedlichsten Arbeit, die es gibt: am Einbringen der Feldfrucht. In den meisten Bauernfamilien arbeiten ein paar Jungen oder Mädel aus der Stadt mit. Es sind Großstadtjungen und Großstadtmädel, die hier eingesetzt sind, aus den sogenannten „bessern" Stadtvierteln von Berlin: Dahlem, Lichterfelde, Steglitz usw.; das will sagen: die allermeisten unter ihnen haben wohl zum erstenmal in ihrem Leben eine Kartoffelhacke in der Hand. Wir gehen auf ein Feld und seine Arbeitergruppe zu, der Bauer kommt uns entgegen und, von unseren Wünschen hörend, ruft er „seine" beiden Jungen herbei. Zwei schmale straffe Knabenkörper richten sich aus ihrer gebückten Stellung auf, fragenden Blicks treten sie auf uns zu; aber es ist fast überflüssig, sie noch zu befragen, wie es ihnen hier gehe, so strahlend vergnügt sind ihre Augen, so braun ist ihre Hautfarbe, so wohl sehen sie aus.

Auf unsere Erkundigung antworten sie wie aus einem Munde, es gehe ihnen „prima!" und sie seien „angenehm enttäuscht". Als ich weiterfrage, ob sie genug zu essen bekämen und ob es ihnen schmecke, lachen sie nur und nicken. Dabei haben sie ihre zehnstündige Arbeitszeit für heute beinahe hinter sich, und der Bauer bestätigt, es sei ihnen nichts geschenkt worden. Die Jungen leugnen auch gar nicht, daß sie am Abend hundemüde sind, aber sie haben trotzdem nicht die geringste Sehnsucht nach der Stadt oder nach der Schule. Ja, es muß leider um der Wahrheit willen berichtet werden, daß sie ganz ernsthaft vorschlagen, man



möge doch alle Schulen „einfach" schließen und alle Jungen auf die Dörfer schicken.

Nun, diese frommen Wünsche braucht man nicht tragisch zu nehmen; die beiden Kerle sehen nicht im geringsten so aus, als ob sie etwa in ihrer Klasse die Letzten seien! Man kann auch einem Sechzehn- und Siebzehnjährigen gewiß nicht mit einem Satze erklären, warum das Erziehungsministerium umgekehrt sich alle Mühe gegeben hat, die zunächst aus Gründen des Luftschutzes geschlossenen Schulen so schnell wie möglich wieder zu öffnen; daß in den Wochen der sich überstürzenden und uns alle überwältigenden Nachrichten vom polnischen Kriegsschauplatze in den Schulen kaum viel „gelernt" worden ist, daß da die Aufmerksamkeit der Schüler wie der Lehrer wo anders als beim Unterricht war, darin können wir den Jungen ja ruhig recht geben. Aber hinter ihrem frischfröhlichen Wunsche steckt auch noch etwas Weiteres: wenn es keine Schule gäbe, dann könnte Vater und Mutter nicht immerfort um die „Versäumnisse" jammern, die die Bengel erleiden. Hat aber nicht auch hier, und hier ganz besonders, der jugendliche Instinkt recht, daß die Erntehilfe zur Zeit wirklich wichtiger ist als ein paar versäumte englische Vokabeln und die Lösung von einigen kniffl ichen Mathematikaufgaben?

Es ist sehr schön und zeigt von einem bedeutenden beiderseitigen Fortschritt, daß die Bauernschaft sich heute im Großen und Ganzen so zufrieden und anerkennend über den Einsatz der Jugend äußert, daß die Jugend, wieder im Großen und Ganzen genommen, so gerne auf dem Lande ist. Die Bauern geben es ohne viel Umstände zu, daß sie zuerst nicht sehr begeistert waren von der angebotenen jugendlichen Hilfe: weil sie sich keine Hilfe, sondern eher eine neue Belastung davon erwarteten. Selbstverständlich hat es auch anfangs manche Enttäuschungen gegeben; alle mußten erst lernen, die Bauern, die Jungen und die zuständigen Betreuer, sowohl die von den Landes- und Kreisbauernschaften wie die von der Jugendführung selbst. Heute sind diese Anfangsschwierigkeiten überall überwunden: der gesunde, unbeirrte Wille der Jugend, zu helfen, hat sich ebenso durchgesetzt wie bei den Bauern die Einsicht, daß selbst der willigste Junge und das anstelligste Mädel erst zu richtigen Helfern *erzogen* werden müssen. Wo unzulängliche Kräfte (z. B. allzu junge) an Aufgaben gesetzt werden, denen sie nicht gewachsen sind, da gibt es natürlich Mißerfolge; ebendarum vermeidet man jede unnötige Ueberbeanspruchung. Die Jungen, die heute vorzeitig zurückgeholt und nach Hause abgerufen werden, werden das auch in den allerseltensten Fällen auf ihren eigenen Wunsch und aus ihrem Antrieb, sondern viel öfter aus Aengstlichkeit, aus eigennützigen Erwägungen und aus Schulsorgen der Eltern, die nicht miterleben, wie gut ihren Kindern diese ländliche Lebensschule tut. Da es Gott sei Dank ja auch sehr viele einsichtige und vernünftige Eltern gibt, ist mancher Junge nun schon zum zweiten oder dritten Male als Helfer bei einem Bauern. Wir trafen einen solchen, der keineswegs sehr kräftig aussah, der aber höchst sachverständig den großen Kessel bediente, in dem das künftige Zwetschenmus zubereitet wurde. Unermüdlich rührte er mit einem großen Holzrührer in dem braunroten Brei herum.



Wie tapfer und zuversichtlich auf dem Lande gearbeitet wird, zeigte sich anschaulich an dem Worte des Kreisgefolgschaftswarts, er hoffe, mit den eingesetzten Jungen und Mädeln (er hatte davon noch „Reserven" zur Verfügung) und den später eintreffenden Kriegsgefangenen das Auslangen zu finden, so daß die Arbeit ohne Einbuße geschafft werden könne. *Wie* viel Kräfte noch gebraucht werden, zeigt ein Wort einer Kindergärtnerin der NSV., die in einem der Dörfer einen Erntekindergarten leitete: man könne gut und gerne noch zwanzig solche Kindergärten einrichten, wenn man nur die ausgebildeten Kindergärtnerinnen und die Helferinnen dazu habe. Tatsächlich wurde der Kreisgefolgschaftswart in einem Dorfe bestürmt, bei der NSV. für die schleunige Errichtung eines Kindergartens vorstellig zu werden, weil die sich selbst überlassenen und mit aufs Feld genommenen Kleinkinder für ihre Mütter und für die ganze Dorfgemeinschaft in diesen Tagen des stärksten Arbeitseinsatzes eine sehr drückende Sorge darstellen. Es ist also noch für viele willige und tüchtige Kräfte aus der Jugend Platz in unseren deutschen Dörfern!

Gewiß sind die Anforderungen, die an die Jungen und Mädel gestellt werden müssen, damit der Zweck der Erntesicherung erreicht werden kann, nicht gering. Aber nur Ahnungslose können glauben, daß es der Jugend immer um den bequemsten Platz zu tun sei. Sobald ein Junge oder ein Mädel einsieht, daß die Arbeit so und nicht anders gemacht werden muß und daß er (oder sie) selber dabei nötig ist, dann werden sie alle Kräfte hergeben. Ein älterer Jugendlicher, der Betreuer einer eingesetzten Jugendgruppe, war auf seinen Beobachtungsfahrten von Dorf zu Dorf in einen arg verwahrlosten Hof gekommen, in dem ein eben zugezogener sachverständiger Landarbeiter Ordnung zu schaffen sich fast vergebens mühte. Die Witwe, der das kleine Anwesen gehörte, verstand offenbar wenig von der Landwirtschaft, ihr Sohn war eingezogen, aber auch er hatte die Wirtschaft sichtlich vernachlässigt. Man kann also wirklich nicht behaupten, daß gerade dieser Hof und seine Arbeitsverhältnisse einladend gewesen wären. Aber vielleicht reizte eben die scheinbare Aussichtslosigkeit den Jungen, hier für einige Tage (zu mehr ließ ihm sein übriger, schwerer Dienst nicht Zeit) alle seine Kräfte einzusetzen. In schnell geschlossener Arbeitskameradschaft mit dem Landarbeiter werkte er also los; weil er ja aber doch nicht bleiben durfte, schrieb er ganz von sich aus einen Brief an den zuständigen Verantwortlichen der Kreisbauernschaft, damit der komme und weiterhelfe. — Von einem Mädel wurde gesprächsweise erzählt, daß sie eine fertige Melkerin sei (das ist im Munde eines Bauern bekanntlich ein großes Wort) und daß man sie in jeden Stall schicken könne, in dem Hilfe nottue. — Gewiß sind so selbständige und unter eigener Verantwortung Einsatzbereite Ausnahmen; der durchschnittliche Junge, das durchschnittliche Mädel kann nur *mit* helfen. Aber schon das ist viel und ist eine Leistung, die wir gerade heute nicht missen möchten und zu der Gelegenheit zu haben wir jedem jungen Volksgenossen wünschen.

Mütter schreiben uns

Können die Kinder auch helfen?

Als ich heute morgen mein Fleisch einkaufen wollte, kam ich beim Warten mit zwei Frauen ins Gespräch. Die eine trug ein kleines einjähriges Mädel auf dem Arm, das eben angefangen hatte zu laufen und vergnügt auf dem Arm der jungen Mutter hin und her hüpfte, die andere war etwas älter und man sah ihren ernsten Gesichtszügen und den verarbeiteten Händen an, daß sie es im Leben nicht immer leicht gehabt hat. Als ich der jungen Mutter anbot, ihr die Kleine für eine Weile abzunehmen, sagte sie: „Es ist schon ein Problem mit so einem Kleinen. Unbeaufsichtigt zu Hause lassen kann man es halt nicht. Allein auf der Straße stehen lassen kann ich's auch nicht. Da klettert die Kleine bestimmt aus dem Wagen und es kann wer weiß was passieren. So muß ich die kleine Person halt mit hineinnehmen, wenn's beim langen Stehen auch manchmal schwer fällt."

„Ja" — sagte die andere Frau, „mir gehts ähnlich. Ich habe zwei Buben zu Hause. Der eine ist fünf Jahre, der andere drei. Heute habe ich sie früh zum Mittagsschlaf hingelegt und bin dann schnell weggerannt. Aber sehr unruhig ist man doch, wemm man hier stehen muß und denkt, was die Kinder wohl alles anstellen mögen, wenn sie nicht schlafen oder wachwerden. Und wenn ich sie mitnehme, werden sie im Laden so leicht unruhig, wollen hierhin und dorthin, laufen mit Blitzesgeschwindigkeit auf die Straße und ich kann sie über die vielen Menschen hinweg doch gar nicht beobachten."

So sprachen wir hin und her. Es ist für eine Mutter mit kleinen Kindern, die keine Hilfe im Hause hat, sicherlich jetzt manchmal ein „Problem", wie die eine der Frauen sagte, den lang dauernden Einkaufsgang mit der Sorge für die Kinder zu verbinden. Und hier ist — im Vergleich zu manchen großen, wichtigen Dingen — vielleicht nur ein winziges Gebiet, wo die deutsche Frau und Mutter ihr Gemeinschaftsgefühl und ihre Einsatzbereitschaft, die der Führer von ihr fordert, beweisen kann. Wieviel ältere Frauen gibt es, die keine oder schon erwachsene berufstätige Kinder haben. Vielleicht haben sie manchmal ein bißchen geschimpft über die wilden Rangen in der Etage nebenan oder darüber, wenn die Kinder just um die Mittagszeit anfingen zu weinen, oder mit fröhlichem aber sehr gut vernehmbarem Gekreische durch die Wohnung sausten. Aber wie schön wäre es, wenn diese Frau nun mal zu ihrer Nachbarin herüberginge und sagte: „Was machen Sie nun mit den Kindern, wenn Sie jetzt so endlos lange in den Geschäften stehen müssen? Wir wollen die Sache mal gemeinsam in die Hand nehmen. Wenn Sie heute einkaufen, nehme ich Ihnen die Kinder ab und dafür können Sie ja dann meine Besorgungen mitmachen und morgen gehe ich dann mal für Sie." Das ist eine Arbeitsteilung, die für die vielgeplagten Mütter eine ganz große Erleichterung bedeutet. Und es ist nicht nur das Praktische dieser Angelegenheit, und die Tatsache, daß ein „Problem" auf diese Weise gelöst wird, die den Müttern helfen wird, sondern der seelische Auftrieb und das Gefühl der Verbundenheit, die sie dadurch empfängt, sind vielleicht noch wichtiger.

Die Eltern heranwachsender Kinder haben hier ebenfalls eine schöne Erziehungsaufgabe. Die älteren Jungens und BdM.-Mädel werden ja schon durch diese Organisationen zu allerlei Hilfeleistungen herangezogen und lernen was das heißt: Einsatzbereitschaft. Sie helfen im Haus — Luftschutz oder im NS.-Bahnhofsdienst und tun diese Dinge mit Begeisterung und Freude. Aber auch die jüngeren, die acht- bis zwölfjährigen, sind glücklich, wenn sie helfen dürfen. „Hört mal", sagt die Mutter zu ihnen, „unsere Nachbarin von nebenan hat drei kleine Kinder. Sie weiß nicht, wo sie die Kleinen lassen soll, wenn sie einkaufen muß, was doch, wie ihr wißt, heute etwas länger dauert. Wollt ihr nicht mal rüber gehen und ihr sagen, daß ihr die Kleinen jeden Tag solange verwahren wollt? Ihr könnt dann mit den Kinderchen spazieren gehen oder bei Regenwetter spielt ihr mit ihnen in der Wohnung. Ihr könnt ihnen zeigen, wie man aus Klötzen einen Turm baut, oder ihr singt ihnen eure schönen Lieder vor, oder ihr macht ihnen vor, was der Wauwau sagt, die Muhkuh, oder die Gack-Gack-Ente. Dann werden sie lachen und sich freuen. Und damit helft ihr nicht nur der Mutter von nebenan, sondern eurem Vaterland, das heute jeden Jungen, jedes Mädel braucht, wie der Führer das gesagt hat." Die Kinder werden bestimmt begeistert sein. Einmal spielen Kinder in diesem Alter häufig sehr gern mit den ganz Kleinen, vor allem die Mädel, und zweitens ist jedes Kind sofort bereit zu allem, wenn man an sein Ehrgefühl, an seinen Bereitschafts- und Gemeinschaftssinn appelliert.

Natürlich muß man sie auf die Verantwortung hinweisen, die sie übernehmen. Sie müssen wissen, daß sie eine „Aufgabe" zu erfüllen haben, die sie ebenso ernst nehmen müssen wie die Schule oder den HJ-Dienst. Sie müssen begreifen lernen, daß die ganz Kleinen noch nicht viel Verstand haben und daß man behutsam und sanft mit ihnen umgehen muß. Daß man aufpassen muß, daß die Kleinen keine Schere, kein Messer, keine Nadel in die Hand bekommen. Daß sie nicht über die Straße laufen dürfen, daß sie vor jedem Auto geschützt werden müssen. Und daß vor allem die Großen nicht an ihr eigenes Spiel, sondern immer an die Kleinen denken müssen, die das noch nicht können und daß sie immer zuerst für die Kinder sorgen müssen, die eine Mutter ihnen anvertraut hat.

Es ist gewiß richtig: wir wollen unseren Kindern auch in dieser ernsten Zeit ihre Unbekümmertheit, ihren Frohmut lassen. Aber wenn wir sie hie und da auf den Ernst und die Größe unserer Zeit hinweisen und vor allem darauf, daß der Führer auch ihre Hilfe — wenn auch nur in diesen kleinen Dingen — braucht, so schadet ihnen das nichts, im Gegenteil, es hilft mit, sie zu verantwortungsbewußten Menschen heranzuziehen. Sie lernen daran, daß es etwas gibt, was weit über das eigne Ich, über das egoistische Wollen hinausgeht: die Erhaltung des deutschen Volkes, dessen kleines Glied auch sie sind. An dieser schönen Erziehungsaufgabe sollte keine Mutter heute vorübergehen, zumal sie damit die Möglichkeit hat, zugleich praktische und tatkräftige Hilfe zu leisten, wo sie not ist.

Margret Gröblinghoff.

Die Zügel fester fassen!

Ich erinnere mich eines Erlebnisses aus dem Weltkriege. In dem Hause, in dem ich damals wohnte, lebte die Frau eines Maschinenbauers, eine stille, ruhige Frau, mit ihren drei Kindern. An einem der ersten Kriegstage schon kam der Mann ins Feld, geriet sehr bald in Gefangenschaft und kehrte — nach vielen Austauschschwierigkeiten — erst 1919 zu seiner Familie zurück. In diesen fünf Jahren wuchsen die drei Jungen heran, zwei wurden in dieser Zeit konfirmiert. Alle drei wurden von der Mutter, die den Tag über noch in einer Fabrik arbeitete, in straffer Führung zu ordentlichen Menschen erzogen. Und als der Mann im Dämmer eines frühen Februarmorgens unerwartet heimkehrte — das ganze Haus erwachte damals von dem glücklichen Aufschrei der Frau — da war seine Freude an diesen wohlgeratenen Söhnen, die in der Zeit seiner Abwesenheit nun schon beinahe zu jungen Män-

nern erwachsen waren, unendlich groß. Und als dann einmal im Kreise von uns Frauen die Rede darauf kam, wie gut diese Mutter mit der Erziehung ihrer Buben fertig geworden war, sagte diese Frau schlicht: „Man muß nur die Zügel fest halten! Ich habe immer nur gedacht — es ist ja nicht allein für mich eine Freude, sondern es ist auch das Wichtigste, was eine Kriegerfrau für das Vaterland tun kann, daß sie nämlich ihre Kinder gut über eine so schwere Zeit bringt!"

Die Zügel fest halten! Dieses Wort gilt vor allem jetzt für die Mütter, die bisher den größten Teil der Erziehung ihrer Kinder dem Manne zugeschoben haben. Es war ja schon immer grundverkehrt von manchen Müttern, bei großen und kleinen Unarten der Kinder nicht sofort zu ermahnen und zu strafen, sondern zu sagen: Warte nur, wenn der Vater heute nach Hause kommt . . ."

Nun aber steht der Vater draußen im Felde und kann sich nicht um die Erziehung seiner Sprößlinge kümmern. Er vertraut darauf, daß die Frau jetzt in dieser Beziehung ganz und voll eintreten wird.

Kindererziehung verlangt Liebe und Güte, aber auch eine feste Hand. Nun besteht zwar zwischen unserer Zeit und jener um 1914 ein großer Unterschied. Heute stehen die Mütter nicht ganz allein vor der Aufgabe, ihren Kindern diese große und schwere Zeit verständlich zu machen und sie vor allem zu den Aufgaben anzuhalten, die diese Zeit erfordert. Heute gehören die Jungen der HJ. und die Mädel dem BdM. an, stehen in einer festen Gemeinschaft, in der das Eintreten des einen für den anderen und für das Ganze oberstes Gesetz ist.

Nun ist es aber eine alte Wahrheit . . . alles, was man in Gemeinschaft tut, ist natürlich eine fröhliche Arbeit und man geht frisch daran. Es ist natürlich eine Freude, mit den Kameraden zusammen aufs Land zu gehen und Erntehilfe zu leisten. So mit zwei, drei Kameraden zusammen . . . hei, da packt man schon zu! Und da kommt es dann schon vor, daß man ganz übersieht, wie sich Mutter mit dem Kohleneimer abschleppt, vom Keller bis zum dritten oder vierten Stockwerk womöglich, oder Holz hackt, obwohl sie das gar nicht so richtig versteht, denn das hat Vater sonst immer erledigt. Und Vater steht jetzt im Felde.

Ja, mit resignierten Klagen über solche Gedankenlosigkeit der Kinder ist nichts getan, liebe Mutter! Eigentlich hätte der ganz kräftige Junge schon immer die Kohlen raufbringen müssen, damit brauchte Vater bestimmt nicht belastet zu werden. Aber wahrscheinlich wurde dem Jungen und auch seinen Geschwistern niemals vorher ein fest umrissener Pflichtenkreis innerhalb der Familiengemeinschaft angewiesen. Hier oder da wurde er vielleicht mal zur Hilfe aufgerufen, dann aber machte Mutter die Arbeit wieder selbst.

Jetzt muß das ganz anders werden! Und dazu muß die Mutter es vor allem verstehen, ihren Kindern die Notwendigkeit ihrer Hilfe verständlich zu machen. Der Junge und das Mädel müssen wissen . . . Vater ist jetzt eingezogen, ist Soldat und kämpft draußen für die Heimat. Und auch für uns hier zu Hause hat nun ein etwas anderes Leben begonnen. Auch auf unsere Hilfe kommt es an! Und es ist unsere Pflicht, jetzt Mutter beizustehen und ihr zu helfen, wo wir nur helfen können!

Nicht mit Klagen oder Schelten bringt man den Kindern dieses Verständnis bei, sondern in ruhigen Gesprächen und mit einer genau eingeteilten Arbeitsordnung für jeden einzelnen in der Familie.

Dann sehen die jungen Augen schärfer und erkennen die Pflichten, die auf den Schultern der Mutter jetzt ruhen und denken, es wär ja gelacht, wenn Mutter und wir das nicht schaffen sollten!

Bertha Hartwig

Mütter haben starke Herzen!

Die Welt des Friedens liegt in Scherben. Neue Gewalten, neue Forderungen und Pflichten erheben sich. Kein Mensch kann heute bei seinem kleinen Schicksal stehenbleiben. Kein Mensch sollte jetzt Zeit haben, das eigene Leben trübe und schmerzlich zu betrachten.

Es ist so sehr zu verstehen, wenn die Frau, deren Mann hinausging zum heiligen Kampf für Ehre und Freiheit der Heimat, vielleicht zuerst dachte... welche unbegreifliche Zeit! Wenn sie in allerersten Regung so dachte, in der schmerzlichen Notwendigkeit der Trennung auf unbestimmte Zeit von dem Gefährten ihres Lebens, dem Vater ihrer Kinder.

Die Kinder . . . ja, da sind die Kinder und da ist der Haushalt und vielleicht auch ein Geschäft; und die Verpflichtung, daß in allem nun weiter die rechte Ordnung herrscht, liegt jetzt allein bei der Frau.

Aber dann begreift die deutsche Frau sofort, sie muß jetzt die Kraft haben, diese wirtschaftliche Ordnung zu erhalten. Sie darf sich nicht verwirren lassen von dem Durcheinander der Dinge, das zuerst eintritt, denn neben den gewaltigen Erregungen dieser Zeit stehen nach wie vor die Anforderungen des täglichen Lebens. Und neue Aufgaben kommen noch hinzu... es gilt jetzt oft, ganz neue und ungewohnte Arbeit zu leisten.

Und die Frau sieht um sich und sieht, wie alle Kräfte sich ihren Platz suchen und emsig und stark und freudig die neue Arbeit beginnen! Wie jeder begreift... Anrechte und Forderungen des Einzelnen dürfen jetzt niemals mehr selbstisch sein!

Der ganze Haushalt wird jetzt in vielen Familien anders laufen. Vielleicht wird eine Mutter sich jetzt für Stunden des Tages von ihren Kindern trennen müssen, weil sie einem Beruf nachgeht oder im eigenen Geschäft den Mann ersetzen muß. Und auch dort, wo die Arbeit sich nur auf den Haushalt und die Erziehung der Kinder — der sich vielleicht noch ein paar Kinder einer berufstätigen Mutter zugesellen — erstreckt, wird die Einteilung und Erledigung von anderen Gesichtspunkten her geschehen müssen. Und es kann dann schon sein, daß einer Mutter manchmal die Arbeit über den Kopf wachsen will —, und daß sie nervös wird.

Und trotzdem sollten die Mütter in dieser Zeit nicht ganz die fröhliche Seite des Lebens vergessen! Nicht lärmende Stimmung, nicht Uebermut sind damit gemeint, sondern vielmehr die rechte Harmonie des Lebens. Es ist gar nicht nötig, daß eine Mutter ihren Kindern etwa die eigenen Sorgen fernhält. Auch die Kinder sollen den Ernst dieser Zeit spüren, und sie sollen mit der Mutter zusammen beraten, wie man nun, da Vater nicht da ist, mit allem fertig wird. Man wird zusammen überlegen und übereinkommen, daß man nun selbstverständlich auf dieses und jenes verzichtet und daß man vor allem überall helfen und einspringen muß. Und wenn das geschieht — wenn den Kindern im ruhigen Besprechen und Erwägen der Möglichkeiten des einzelnen ihr genauer Platz und ihre Pflichten in dem nun anders abrollenden Tageslauf zugeteilt werden, so werden die Kinder diese Pflichten stolz erfüllen.

Aber neben diesen kleinen und großen Pflichten soll es auch Feierstunden geben, die Mutter und Kinder in dieser schicksalsschweren Zeit eng zusammenschließen. Es kann das eine Märchenstunde sein für die ganz Kleinen oder eine gemeinsame Singstunde oder ein Spaziergang oder ein ernstes Gespräch mit den größeren Kindern. Es kann vielleicht ein Versenken sein in die große Landkarte, die jetzt an der Wand hängt, ein Verfolgen der Geschehnisse, die der Rundfunk laufend meldet . . . von dem Vorrücken unserer siegreichen Truppen . . . ein Suchen der Straßen und Orte . . . und irgendwo dort ist auch der liebe Vater . . .

Solche Stunde soll sich die Mutter für ihre Kinder bewahren, auch wenn es nur selten sein kann. Die Stunde wird dann um so kostbarer sein.

Eine Herzensangst, Müdigkeit, ja, oft auch eine böse Reizbarkeit der Mütter ist so verständlich, aber sie soll sich nicht in Heftigkeit, nicht in einem Anschreien der Kinder auswirken und auch nicht in einem Abkehren von jeglicher Lebensfreude. Kinder fühlen oft viel mehr mit als wir ahnen. Und es ist an uns Müttern, sie davor zu bewahren, daß ihre jungen Herzen jetzt von einer Lebensangst befallen werden.

Es ist die Aufgabe der Mütter, den Kindern auch aus den Eindrücken und Geschehnissen dieser großen, schicksalsschweren Zeit Türen zu Erkenntnissen aufzuschließen, die bestimmend sein können für das ganze fernere Leben.

Die Welt des Friedens, und damit auch viele häusliche Gemeinschaften, wurde frevelntlich zerstört. Aber wir sind alle sehr zuversichtlich . . . unsere Mütter haben starke Herzen!

Meta Brix

Hilfe bei der Schularbeit

Karlchen schreibt schlecht

„Furchtbar sieht es aus", sagte der große Bruder Fritz, als er eines Tages Karlchens Schreibheft in die Finger bekam. Und er hatte tatsächlich recht. Gleich auf der ersten Seite begann es. Da führten die Buchstaben, die Karlchen mit vieler Mühe gemalt hatte, einen erbitterten Kampf gegen Kleckse und Fingerabdrücke. Weil aber die Buchstaben krumm und schief waren und nicht gerade standen wie die Soldaten, mußten sie in diesem Kampf unterliegen.

Mutter hat das wenig schöne Schreibheft auch gesehen. Bloß gesagt hat sie nichts. In ihrem Innern aber hat sie sich vorgenommen, ihrem Karlchen zu helfen, damit er auch sauber und richtig schreiben lerne.

Als sie eines Tages vom Einkaufen zurückkam, hatte sie einen großen Bogen Pergamentpapier, das man gewöhnlich zum Stulleneinwickeln benutzt, für 5 Pfennige gekauft. Dieser Bogen wurde geknifft und auseinandergeschnitten, bis 16 Blätter mit insgesamt 32 Seiten entstanden. Die losen Blätter wurden in einen Deckel geheftet, dann wurden die Ränder verschnitten, damit sie nicht über den Deckel hinausstanden und hübsch glatt und sauber aussahen, und ein schönes Schreibheft war fertig. Der große Bruder Fritz bekam ein richtiges Schreibheft mit Linien, das er in seine einzelnen Blätter zerlegte. Auf die Seiten schrieb er nun mit seiner besten Schrift allerlei Buchstaben und Sätze, Verse und kleine Geschichten, die Karlchen schon lesen konnte. Das waren die Schreibvorlagen für Karlchen. Die wurden unter das durchsichtige Pergamentpapier geschoben, und Karlchen zog nun fleißig die durchscheinenden Buchstaben und Wörter nach. Daß er wirklich fleißig bei der Arbeit war, könnt ihr glauben; denn es machte ihm riesigen Spaß, wenn er feststellen konnte, daß seine Schrift sich genau mit der darunter liegenden Vorlage deckte.

Karlchen wurde kein Künstler im Schreiben, aber er hat doch gemerkt, daß das D einen großen Kopf hat und das O „eirund" ist und daß alle Buchstaben schön gerade auf den Linien stehen müssen. Er verstand es auch bald, sie richtig in den Zwischenräumen der Linien unterzubringen. Gefreut hat er sich jedenfalls sehr, als nach geraumer Zeit der Lehrer seine Schulhefte einer strengen Durchsicht unterzog und dann freundlich fragte: „Na, Karlchen, du willst wohl jetzt unter die Schönschreiber gehen?"

Warum erzählen wir diese kleine Geschichte? Weil es überall solche kleinen Jungen gibt, die mit den Buchstaben nicht fertig werden können. Denen wollen wir ersparen, daß Mutter sie erst lange ausschimpft; denn das hat wenig Sinn und vor allem gar keinen Erfolg. Auch das Vorschreiben im Heft und auf der Tafel nutzt nicht viel. Es ist schon besser, Mutter schneidet ihrem Karlchen auch so ein durchsichtiges Schreibheft zurecht.

Werner Bastine.



Was sonst verdarb, sammeln fleißige Hände





So gut hat das Brot noch nie geschmeckt



Nichts darf u

Wir wissen alle, wie eifrig und einsatzfreudig die deuts Juge
liche Unabhängigkeit unseres Volkes. Erinnern wir nu
Altmaterialsammlung. – In diesen Wochen nun ist d eutse
die Stoppelfelder, um das zu »ernten«, was sonst verlo wäre
Stadt- und Landschulen sind mit Begeisterung an die f ie m
wußten alle: Hier braucht man dich, hier kannst du helf hier
Und der Erfolg? Es mag vielleicht mancher denken, w nache
sammenkommen. So sollen Zahlen sprechen, die das Vo rese
burg-Anhalt) sind. Dieses Ergebnis wird, soweit s is j
troffen werden. – Im Jahre 1938 wurden in diesem G von
Getreide gesammelt, das einen Wert von 36 342,39 R arste
sonst für die Volksernährung verlorengegangen wäre, cht
oder 20 Güterwagen (zu je 200 Zentner). Aus de rotm
Das sind Ergebnisse, die beweisen, wie groß der Erf ist,
schaft von Kindern – auf die Erreichung eines Ziel usge
dieser Gelegenheit zum ersten Male hinaus auf die Fel r, u
zum Wohle der Volksgemeinschaft, da lernt das Ki ir s
unwesentliche Ersparnis in ihrer ganzen Auswirkung groß





Der Verkauf lohnt sich: 10 Zentner Korn!

f umkommen!

eutſ Jugend dabei ist, mitzuhelfen im Kampf um die wirtschaft-
wir nur an die von der Jugend durchgeführte Knochen- und
ſt d eutsche Schuljugend aller Altersstufen hinausgezogen auf
erlo wäre, um Aehren zu lesen. – Jungen und Mädel aus
ie f ie meisten ungewohnte Arbeit herangegangen; denn das
helf hier kannst du dich einsetzen für die Volksgemeinschaft. –
, w achen die paar Säcke voll Aehren schon aus, die da zu-
s Vc resergebnis der Aehrenleseaktion eines Gaues (Magde-
it f is jetzt übersehen läßt, in diesem Jahre bedeutend über-
m G von der Schuljugend 3928,90 Zentner ausgedroschenes
9 R arstellte. – Zum Fortschaffen dieser Getreidemenge, die
ire, cht man 78 zweispännige Erntewagen (zu je 50 Zentner)
s de rotmehl kann man 98 223 Vier-Pfund-Brote backen! –
Erf ist, wenn eine Gemeinschaft – und sei es eine Gemein-
Ziel usgerichtet wird. – So manches Großstadtkind kommt bei
e Fel r, und hier auf dem Acker, auf dem der Bauer sich müht
s Ki ir sein ganzes Leben, wie auch eine anscheinend ganz
ng r großer volkswirtschaftlicher Bedeutung ist.

Ernst Weingärtner / Aufnahmen: Der Verfasser



Wieviel wird beim Dreschen herauskommen?



Die Sirene ertönt – alles macht sich planmäßig auf den Weg

Bei Alarm besonnen handeln!

Ein Wahrzeichen des Schutzes und unseres Willens, einem feindlichen Angriff aus der Luft mit den uns gegebenen Mitteln zu begegnen, ihm seine Schrecken zu nehmen und letztlich wirkungslos zu machen, steht die Sirene auf den Dächern unserer öffentlichen Gebäude und der Werkanlagen. Längst hat sich ihre charakteristische Gestalt für unsern Blick dem Ortsbild eingefügt, längst haben wir uns daran gewöhnt, die durch sie vielleicht gestörte Harmonie eines Dachfirstes nicht als störend zu empfinden, sondern aus Gründen eines höheren Zweckes zu bejahen. Wir haben oft ihre gewaltige Stimme gehört, bis in den letzten Winkel unserer Behausungen war sie vernehmbar. Und wenn sie ertönte, dann wußten wir, daß es sich um eine Probe handelte oder um eine Uebung, und wir besannen uns auf die Weisungen, die uns für einen solchen Fall gegeben wurden und handelten danach. Lächelnd und ein wenig spielerisch; denn alle die Maßnahmen, die dabei ergriffen wurden, und in die wir uns aktiv oder passiv gestellt sahen, standen ja im Zeichen der Annahme. „Angenommen, es erscheinen feindliche Flugzeuge über unseren Ort“, so hatten mit nimmermüdem Eifer die Obmänner des Luftschutzes ihre Belehrungen und Unterweisungen begonnen. Und unter dieser Annahme hatten sie einem jeden von uns seinen Posten zugewiesen.

Vorsorge ist die beste Hilfe

Oft und ausdauernd und nicht immer mit unserer freudigen Zustimmung hatten sie geschult und geübt: *Jeder muß im entscheidenden Augenblick ohne Besinnen wissen, was er zu tun hat*, auf daß keine Panik entsteht. Denn das hieße für den Gegner, ein Ziel erreicht haben.

Es *könnte* unter den gegenwärtigen politischen Umständen sein, daß uns die Sirene eines Tages aus unserer Beschäftigung aufschreckt oder eines Nachts rauh aus dem Schlafe weckt; nicht, weil sie ausprobiert werden oder uns zu einer Uebung rufen soll, sondern weil sie uns vor ernster Gefahr warnen will. — Und dann werden wir unseren unermüdlichen Luftschutzlehrern und -praktikern danken, dann werden wir ihnen vielleicht im Geheimen manche schülerhafte Unaufmerksamkeit abbitten und manches hinter ihrem Rücken gelächelte Lächeln. Denn sie haben uns gelehrt, wie wir der Gefahr wirksam entgegentreten oder — richtiger gesagt! — entgehen können. — Wir *wissen*, daß wir uns zu allen Entschlüssen und zu allem Tun Zeit lassen können; denn die Sirene warnt *rechtzeitig*. Wir brauchen *nicht in nervöser Hast* „das Nötigste“ zusammenzusuchen; dieses Nötigste liegt in langer Gewohnheit *griffbereit*, und nichts ist vergessen. Weder die warme Decke, weder das Kissen für das Kleinkind noch seine Milchflasche, weder ein paar

zubereitete Brote für die größeren Kinder oder die Erwachsenen, — werden sie für diesen Ernstfall nicht benötigt, nehmen sie die Kinder am nächsten Tag als Frühstücksbrot mit zur Schule —, noch irgend etwas zu trinken, weder ein kleines Spielzeug für die Kinder, noch eine Handarbeit für die Hausfrau und ein Buch oder eine Zeitung für den Hausherrn. Auch an die Kassette mit den Familienpapieren ist gedacht worden und — wo vorhanden — an die Gasmasken oder — wo diese nicht vorhanden — an ihren Ersatz, die längst vorbereiteten und in ihre Anwendung ausprobierten Schutzbinden für die Atmungswege. Im Luftschutzkeller hat die Luftschutzapotheke ihren Platz. Mull- oder behelfsmäßig hergestellte Leinenbinden, Leukoplast, Hoffmanns- und Baldriantropfen bilden ihren Bestand. Und daneben steht der Behälter mit dem Chlorkalk.

Nichts ist vergessen worden, und nichts ist vorhanden, was uns unruhig machen könnte. Ruhig nimmt die Mutter den Säugling aus dem Bett, pünktlich stellt sich, wie für den Ernstfall verabredet, die erwachsene Tochter des Flurnachbarn ein, um der alleinstehenden Frau und Mutter bei der Betreuung und Wartung ihrer andern Kinder zur Hand zu gehen. Ruhig tritt alles den Weg in den Luftschutzkeller an. Dort umpfängt uns alsbald jene geradezu wohltuende Atmosphäre, wie sie aus dem gemeinsamen ernsten Erleben, dem Vertrauen auf die Zweckmäßigkeit und Erfolgsicherheit der vielfältigen, z. T. in Gemeinschaftsarbeit entstandenen Maßnahmen gegen die Gefahr und letztlich dem Wissen um die Opfer- und Einsatzbereitschaft aller für alle entsteht.

Der Fliegeralarm hat seine Schrecken für uns verloren, weil eine verantwortungsbewußte Führerschaft alle Möglichkeiten vorbedacht und eine disziplinierte Gemeinschaft befähigt hat, mit Ruhe und Besonnenheit jene kritischen Augenblicke zu überstehen, auf deren Wirkung auf unsere Nerven der Feind nicht geringe Hoffnungen setzt. Er wird sich täuschen. Auch diese Rechnung wird nicht stimmen, wenn er einmal die Probe aufs Exempel machen sollte. Wenn ... Denn es dürfte ja unsern Gegnern nicht unbekannt sein, daß wir außer unsern Luftschutzkellern auch Flaks und Kampfflugzeuge haben. In rauhen Mengen sogar... Auch der von unseren Feinden nicht für möglich gehaltene Blitzkrieg in Polen, ferner die für England jetzt schon stark fühlbaren Erfolge unserer U-Boote, die vernichtenden Schläge unserer Kampfflieger und nicht zuletzt die Unmöglichkeit, unseren Westwall einzurennen, haben uns die Gewißheit gegeben, daß kein Feind deutsches Land betreten und verwüsten wird. Diesen Erfolg verdanken wir dem Zusammenwirken all unserer Waffen.

M. Schumacher.





Wer keine Gasmaske hat, nimmt ein angefeuchtetes Tuch und hält es vor Nase und Mund

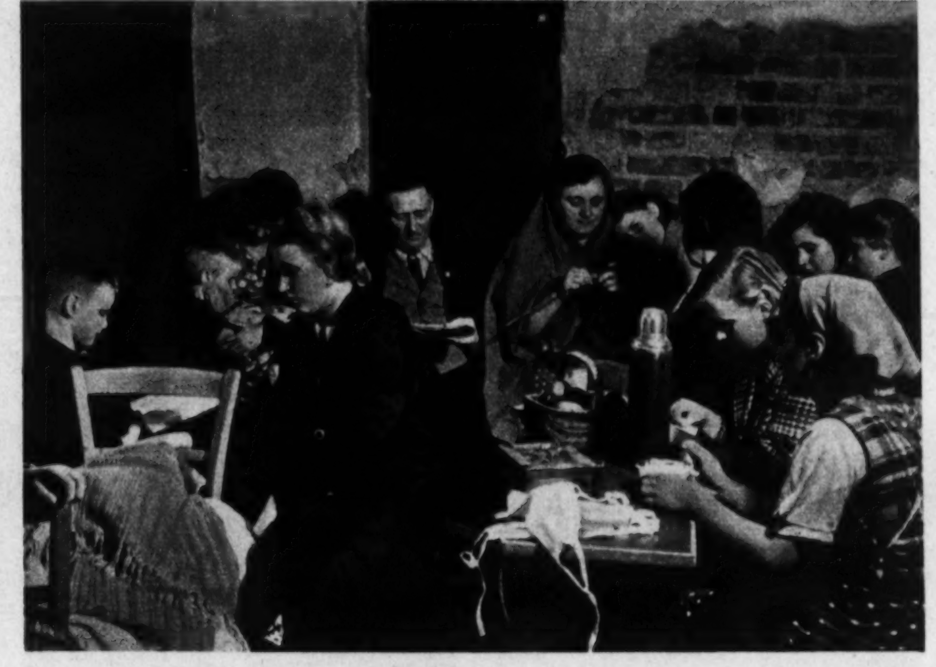
*

Bei Alarm nicht überstürzen, ganz ruhig die Treppen heruntergehen, dann geht es am schnellsten

*

Im Luftschutzkeller nicht politisieren, am besten beschäftigt sich ein jeder mit dem, was er auch sonst in Mußestunden liebt

Aufnahmen: Schotten-Atlantic





Die Sirene ertönt – alles macht sich planmäßig auf den Weg

Bei Alarm besonnen handeln!

Ein Wahrzeichen des Schutzes und unseres Willens, einem feindlichen Angriff aus der Luft mit den uns gegebenen Mitteln zu begegnen, ihm seine Schrecken zu nehmen und letztlich wirkungslos zu machen, steht die Sirene auf den Dächern unserer öffentlichen Gebäude und der Werkanlagen. Längst hat sich ihre charakteristische Gestalt für unsern Blick dem Ortsbild eingefügt, längst haben wir uns daran gewöhnt, die durch sie vielleicht gestörte Harmonie eines Dachfirstes nicht als störend zu empfinden, sondern aus Gründen eines höheren Zweckes zu bejahen. Wir haben oft ihre gewaltige Stimme gehört, bis in den letzten Winkel unserer Behausungen war sie vernehmbar. Und wenn sie ertönte, dann wußten wir, daß es sich um eine Probe handelte oder um eine Uebung, und wir besannen uns auf die Weisungen, die uns für einen solchen Fall gegeben wurden und handelten danach. Lächelnd und ein wenig spielerisch; denn alle die Maßnahmen, die dabei ergriffen wurden, und in die wir uns aktiv oder passiv gestellt sahen, standen ja im Zeichen der Annahme. „Angenommen, es erscheinen feindliche Flugzeuge über unseren Ort", so hatten mit nimmermüdem Eifer die Obmänner des Luftschutzes ihre Belehrungen und Unterweisungen begonnen. Und unter dieser Annahme hatten sie einem jeden von uns seinen Posten zugewiesen. Oft und ausdauernd und nicht immer mit unserer freudigen Zustimmung hatten sie geschult und geübt: *Jeder muß im entscheidenden Augenblick ohne Besinnen wissen, was er zu tun hat*, auf daß keine Panik entsteht. Denn das hieße für den Gegner, ein Ziel erreicht haben.

Es könnte unter den gegenwärtigen politischen Umständen sein, daß uns die Sirene eines Tages aus unserer Beschäftigung aufschreckt oder eines Nachts rauh aus dem Schlafe weckt; nicht, weil sie ausprobiert werden oder uns zu einer Uebung rufen soll, sondern weil sie uns vor ernster Gefahr warnen will. — Und dann werden wir unseren unermüdlichen Luftschutzlehrern und -praktikern danken, dann werden wir ihnen vielleicht im Geheimen manche schülerhafte Unaufmerksamkeit abbitten und manches hinter ihrem Rücken gelächelte Lächeln. Denn sie haben uns gelehrt, wie wir der Gefahr wirksam entgegentreten oder — richtiger gesagt! — entgehen können. — Wir *wissen*, daß wir uns zu allen Entschlüssen und zu allem Tun Zeit lassen können; denn die Sirene warnt *rechtzeitig*. Wir brauchen *nicht in nervöser Hast* „das Nötigste" zusammenzusuchen; dieses Nötigste liegt in langer Gewohnheit *griffbereit*, und nichts ist vergessen. Weder die warme Decke, weder das Kissen für das Kleinkind noch seine Milchflasche, weder ein paar

Vorsorge ist die beste Hilfe

zubereitete Brote für die größeren Kinder oder die Erwachsenen, — werden sie für diesen Ernstfall nicht benötigt, nehmen sie die Kinder am nächsten Tag als Frühstücksbrot mit zur Schule —, noch irgend etwas zu trinken, weder ein kleines Spielzeug für die Kinder, noch eine Handarbeit für die Hausfrau und ein Buch oder eine Zeitung für den Hausherrn. Auch an die Kassette mit den Familienpapieren ist gedacht worden und — wo vorhanden — an die Gasmasken oder — wo diese nicht vorhanden — an ihren Ersatz, die längst vorbereiteten und in ihre Anwendung ausprobierten Schutzbinden für die Atmungswege. Im Luftschutzkeller hat die Luftschutzapotheke ihren Platz. Mull- oder behelfsmäßig hergestellte Leinenbinden, Leukoplast, Hoffmanns- und Baldriantropfen bilden ihren Bestand. Und daneben steht der Behälter mit dem Chlorkalk.

Nichts ist vergessen worden, und nichts ist vorhanden, was uns unruhig machen könnte. Ruhig nimmt die Mutter den Säugling aus dem Bett, pünktlich stellt sich, wie für den Ernstfall verabredet, die erwachsene Tochter des Flurnachbarn ein, um der alleinstehenden Frau und Mutter bei der Betreuung und Wartung ihrer andern Kinder zur Hand zu gehen. Ruhig tritt alles den Weg in den Luftschutzkeller an. Dort umpfängt uns alsbald jene geradezu wohltuende Atmosphäre, wie sie aus dem gemeinsamen ernsten Erleben, dem Vertrauen auf die Zweckmäßigkeit und Erfolgsicherheit der vielfältigen, z. T. in Gemeinschaftsarbeit entstandenen Maßnahmen gegen die Gefahr und letztlich dem Wissen um die Opfer- und Einsatzbereitschaft aller für alle entsteht.

Der Fliegeralarm hat seine Schrecken für uns verloren, weil eine verantwortungsbewußte Führerschaft alle Möglichkeiten vorbedacht und eine disziplinierte Gemeinschaft befähigt hat, mit Ruhe und Besonnenheit jene kritischen Augenblicke zu überstehen, auf deren Wirkung auf unsere Nerven der Feind nicht geringe Hoffnungen setzt. Er wird sich täuschen. Auch diese Rechnung wird nicht stimmen, wenn er einmal die Probe aufs Exempel machen sollte. Wenn ... Denn es dürfte ja unsern Gegnern nicht unbekannt sein, daß wir außer unsern Luftschutzkellern auch Flaks und Kampfflugzeuge haben. In rauhen Mengen sogar... Auch der von unseren Feinden nicht für möglich gehaltene Blitzkrieg in Polen, ferner die für England jetzt schon stark fühlbaren Erfolge unserer U-Boote, die vernichtenden Schläge unserer Kampfflieger und nicht zuletzt die Unmöglichkeit, unseren Westwall einzurennen, haben uns die Gewißheit gegeben, daß kein Feind deutsches Land betreten und verwüsten wird. Diesen Erfolg verdanken wir dem Zusammenwirken all unserer Waffen. M. Schumacher.





Wer keine Gasmaske hat, nimmt ein angefeuchtetes Tuch und hält es vor Nase und Mund

*

Bei Alarm nicht überstürzen, ganz ruhig die Treppen heruntergehen, dann geht es am schnellsten

*

Im Luftschutzkeller nicht politisieren, am besten beschäftigt sich ein jeder mit dem, was er auch sonst in Mußestunden liebt

Aufnahmen: Schotten-Atlantic



Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Die Auswanderer.

Frau Hanna Rohde trat ans Fenster und blickte nachdenklich hinaus. Das großstädtische Dächergewirr hob sich scharf von einem kühlen, blauen Herbsthimmel ab, der Park gegenüber stand schon halb entlaubt, Kinder liefen über die Straße, lachend und sorglos, wie sie selbst eins gewesen und wie es nun ihre Kinder waren; ihre Gedanken gingen weiter in die märkische Landschaft mit den stahlgrauen Seen und dem Kranz der dunklen Kiefernwälder. Ein Hauch von Reif und Kälte lag in der Luft; aber das war gerade recht so, denn im Kachelofen brannte das erste Feuer, ein dicker Strauß blauer Herbstveilchen stand auf dem kleinen Ecktisch mit der hübschen von ihr gestickten Decke, und wenn nun die Dunkelheit hereinbrach, würde das elektrische Licht Helligkeit und Behagen verbreiten. Das war alles so gut, sicher, heimatlich. Sie war eine Frau, sie hing an ihrem Heim.

Sie atmete beklommen. Ihre Gedanken gingen zurück in die Vergangenheit. Sie war das typische, sorglose, wohlerzogene junge Mädchen der Vorkriegszeit gewesen, hatte die Höhere Töchterschule besucht, reiste viel mit den Eltern. Etwas fiel sie doch aus dem Rahmen der damaligen Höheren Töchter. Sie war kräftig, praktisch, sportlich, lustig. Aus Tanzen machte sie sich nicht viel. Dagegen liebte sie den Sport, besonders den Segelsport. Beim Segeln lernte sie auch ihren Mann kennen. Heinrich Rohde war Kaufmann in einem altererbten, gutfundierten Tuchgeschäft. Sie heirateten 1914 und saßen in einem schönen behaglichen Nest. Da kam der Krieg. Frau Rohde preßte die Stirn an den Fensterrahmen und schloß die Augen. Was waren das für Jahre gewesen. Ihr Mann mußte am vierten Tage weg. Neun Monate nach dem Abschied wurde ihr Aeltester, Helmut, geboren. Um dieselbe Zeit geriet ihr Mann schwerverwundet in russische Gefangenschaft, und ihr einziger Bruder fiel als siebzehnjähriger Kriegsfreiwilliger. Fünf Jahre lang war sie mit ihrem kleinen Sohn allein, in diesen Jahren wuchs ihr Helmut auf eine so besondere Art ans Herz wie keins ihrer späteren Kinder; ihr Bübchen auf dem Schoße haltend, vertraute sie seinen unschuldigen Ohren ihren Kummer, ihre Aengste, und ihr wurde leichter dabei. Sein helles Kinderjauchzen weckte ihr wieder das erste Lächeln, ja, sie mußte lernen, mit ihm zu lachen, denn das Herz tat ihr weh, wenn er sie mit seinen großen blauen Augen forschend anblickte und dann plötzlich still wurde. Sein Lieblingsspielzeug war eine alte Weckeruhr, die er unermüdlich aufzog und schließlich mit aufmerksam gespanntem Ausdruck in ihre Bestandteile zerlegte. Dann nach leidvollen Jahren ein glückhafter Aufschwung. Ihr Mann kehrte zurück. Er war aus der russischen Gefangenschaft geflohen. Nun übernahm er wieder sein Geschäft, das ein tüchtiger Geschäftsführer durch alle Stürme der Zeit gesteuert hatte.

Hanna Rohde dachte mit einem tiefen Aufatmen, nun wieder so recht heimisch zu werden in ihrer Welt. Sie wußte, da war vieles, vieles ... Aber sie hatte genug gelitten, und sie war nur eine Frau und konnte es nicht ändern. Mit welch innigem Glücksgefühl besuchte sie an ihres Mannes Seite zum erstenmal wieder die Oper, die Konzerte in der Philharmonie. Es gab noch so vieles Schöne und Edle. Man mußte sich daran halten. Zwei Kinder wurden ihr noch geschenkt, Ekkehard und Sabinchen, sie hatte ihr schönes, friedliches Heim, auch Familienfeste wurden wieder gefeiert. Aber allmählich konnte sie es sich nicht länger verhehlen — es wurde doch nicht mehr wie früher. Auch ihr Mann war ein anderer geworden, schien oft wie von einer finsteren Unrast besessen. Es ging ihm wie so vielen Männern, die Krieg und langjährige Gefangenschaft durchgemacht haben, er fand sich nicht mehr zurecht und war für das bürgerliche Leben nicht mehr zu brauchen. Damals schon tauchten seine Auswandererpläne auf. Die Frau nahm sie nicht ernst, suchte freundlich und gutherzig, sie ihm auszureden. Dann schmolz der ehemalige Wohlstand in der Inflation ganz dahin. Von dem Geschäft bröckelte ein Stück nach dem andern ab. Heinrich Rohde mußte es aufgeben. Er rettete noch einen Rest seines Vermögens, aber nun trieb es ihn leidenschaftlich aus der Heimat fort.

Frau Hanna trat vom Fenster zurück und ging über den Teppich zum Bücherschrank. Teppich, Bücherschrank, Porzellanvitrine, Klavier, bald war dies alles gewesen. Sie biß die Zähne zusammen: Wenn ich aber nicht will ... Dann lächelte sie ein wenig traurig. Es konnte doch nicht so bleiben. Sie mußten eine kleinere Wohnung nehmen, das Mädchen entlassen, die schönen Möbel würden in engen Räumen zusammengepfercht stehen. Sollten sie in kleinen Verhältnissen dahinvegetieren, Heinrich irgendwo unterkriechen, vielleicht nicht einmal eine Stellung finden? Nein, tausendmal nein! Er hatte schon recht. Besser hier Schluß machen und drüben neu anfangen.

Sie nahm ein Buch heraus und schlug es auf, wo ein Zeichen lag. Es war der „Einsame Nietzsche" von der Schwester des Philosophen. Der einsame Nietzsche kümmerte die Frau wenig. Sie machte sich nichts aus Philosophie, sie lebte frisch und herzhaft und, wenn es sein mußte, tapfer ihren Tag, lachte gern und ließ den lieben Gott für das übrige sorgen. Nein, sie las nur immer wieder die eine Stelle: „Es gelang mir nicht, unsere geliebte Mutter zu überreden, mit unserm geliebten Kranken zu mir nach Paraguay zu kommen. Mein großes, lustiges Haus dort mit den großen Veranden am Rande des Urwaldes mit dem weiten Blick über Fluß und Land wäre unserm teuren Kranken sicherlich sehr lieb geworden ..." Diese Frau war auch mit ihrem Manne hinübergegangen und hatte es geschafft und sich drüben wohl und glücklich gefühlt.

Frau Rohde ließ das Buch auf den Teppich fallen. Der energische Zug um ihren Mund verschärfte sich, die graublauen Augen blickten ernst. Nun, Hanna Rohde, wie steht es mit dir? Du bist noch eine junge Frau. Reiß dich zusammen. Werde hart. Raus aus den weichen Kleidern und den Morgenträumen unter der Daunendecke. Zeige, was in dir steckt. Kannst du nicht, was andre Frauen können? Doch, du kannst's. Tiefauf atmete sie. Der Kampf war entschieden. Und nun glitten ihre Augen über die schönen und feinen Dinge ihres gepflegten Heimes beinahe gleichgültig hinweg, sie ging schon innerlich von ihnen fort. Ihre elastische Natur stellte sich um. Sie sah ihr neues Haus am Rande des Urwaldes, groß, hell, mit luftigen Veranden, dahinter die üppigen Pflanzungen. Der breite blaue Fluß, hohe Palmen. Märchenhaft schön sollte ja die subtropische Landschaft sein. Sie würde viel sehen und erleben. Sie horchte auf. Ein zögernder Männerschritt näherte sich. „Heinrich!" rief sie leise.

Heinrich Rohde trat ein und blickte seine Frau forschend und unruhig an. „Nun, Hanna?"

Sie streckte ihm die Hand hin. „Ja, Heinrich, ich habe mich nun entschieden. Ich gehe mit dir."

Seine Züge erhellten sich. „Ich wußte es. Du bist meine tapfere Frau und keine Zuckerpuppe." Er dehnte sich mit einem tiefen Aufatmen die Brust. „Ach, raus aus dem Dunst und Dreck hier. Raus in die Welt. Kämpfen und schuften wie ein Mann. Nicht hier allmählich eingehen und ersticken. Ich danke dir, Hanna. Wird es dir auch nicht zu schwer?"

„Nun nicht mehr. Du hast ja Sicherheiten. Wir werden drüben existieren können."

„Das werden wir, Hanna. Bestimmt. Paraguay hat eine starke Einwanderung nötig. Dort ist noch viel unerschlossenes Land mit einer ungeheuren Wachs-

kraft. Und wir kommen ja nicht mit leeren Händen. Ich habe einen Rest meines Vermögens gerettet. Hier ist das gar nichts. Drüben soll es mir ein Sprungbrett für eine neue Existenz werden. Das ist ja eben der Irrtum, wenn man denkt, man muß als bettelarmer Schlucker hinübergehen. Ohne Geld ist nirgends etwas zu machen.

Die Frau nickte. „Ich werde natürlich tüchtig mitarbeiten. Wir werden Mate-Tee pflanzen, darin soll Hochkonjunktur sein. Der Same wird mit der Hand in Rillen gesät, dann werden die Pflänzchen ausgepflanzt und regelmäßig begossen und, wenn sie etwa einen halben Meter groß sind, ins freie Land gesetzt. Später pflückt man die Blättchen ab und trocknet sie."

Heinrich Rohde blickte seine Frau mit liebendem Stolz an: „Wie du über alles schon im Bilde bist."

„Ich habe mich natürlich all die Zeit mit diesen Dingen beschäftigt. Auch einen Kursus über die Verwertung von Schweinefleisch habe ich durchgemacht; man muß sich drüben Schweine halten."

Er lachte frohgemut. „Diese Frau! Und tut immer, als wollte sie nicht mitgehen."

„Ich mußte auch erst mit mir vollkommen im Reinen sein."

Sie schwieg; dann fragte sie mit forschendem Blick: „Was würdest du denn tun, wenn ich nicht mitkommen wollte?"

„Ach, Hanna, ich glaube, losgehen würde ich auf jeden Fall. Ich würde dir und den Kindern den Rest unseres Vermögens lassen und versuchen, im Auslande festen Fuß zu fassen. Dann würde ich euch nachkommen lassen."

„Auch noch!" Das kleine zornige Wort bewirkte, daß sie beide lachten. Dann fuhr Frau Hanna fort, ihren Ueberschlag zu machen.

„Bananen und Apfelsinenbäume wollen wir auch sofort anpflanzen, damit die Kinder Obst haben. Badegelegenheit wird doch wohl vorhanden sein. Wir wollen recht viele leichte Kleider mitnehmen wegen der großen Hitze. Ich werde für die Kinder und mich soviel wie möglich besorgen. Kaufe dir auch noch ein paar helle Leinenanzüge. Große Basthüte müssen auch sein." Sie griff nach ihrem Notizblock und begann zu notieren. Plötzlich schaute sie auf: „Helmut. Wie wird Helmut es aufnehmen?"

„Wie soll er es aufnehmen?" Freuen wird sich der Junge."

Die Frau zögerte: „Ich weiß doch nicht, Heinrich. Er ist zehn Jahre alt, geht ins Gymnasium. Er hat hier seine Freunde und schon seine Zukunftspläne. ‚Ich will mal Ingenieur werden', sagt er immer."

„Er soll es gleich erfahren." Rohde klingelte nach dem Mädchen und befahl: „Rufen Sie Helmut. Er soll hierherkommen."

Der Junge kam. Er war ein feingliedriges Kerlchen mit blauen Augen und kurzgeschnittenem hellbraunen Haar, das wie ein seidenes Fellchen glänzte.

„Komm mal her, Junge." Der Vater zog ihn zu sich heran. „Hör mal, Helmut, ich muß dir etwas sagen." Der Junge schaute ihn aufmerksam an, er hatte schon gemerkt, daß etwas im Gange war. Fremdländische Drucksachen, Prospekte von Argentinien, Brasilien, Paraguay lagen seit einiger Zeit herum.

„Wir wandern aus, Helmut. Wir gehen nach Südamerika, nach Paraguay."

„Oh!" rief der Junge überwältigt. Er war ganz weg, aufgeregt und freudestrahlend. Auswandern! Mit dem Schiff übers Meer fahren, fremde Länder sehen, nicht mehr in die Schule brauchen! Und was würde er alles erleben! Er sprang hoch vor Freude, seine Augen funkelten. Die Mutter schwieg. Sie lächelte, nahm ihren Jungen beim Kopf und küßte ihn.

Es klingelte. Man hörte Stimmen auf dem Flur. „Meine Mutter und Marie mit den Kindern", sagte Frau Rohde und erhob sich, um ihnen entgegenzugehen. Helmut stürzte ihr voraus. Er lief auf seine Base zu, glühend vor Eifer und Wichtigkeit: „Hör mal, Kätchen, ich fahre nach Südamerika."

„Ja, du", spottete das kleine Mädchen und wollte es nicht glauben, aber Tante Marie sah fragend ihrer Schwester entgegen: „Tatsächlich? Ist es nun entschieden, Hanna?"

„Ja", sagte Hanna. Sie nahm ihre Mutter in den Arm und gab ihr einen Kuß. Die alte Frau weinte: „Kinder, Kinder, ihr geht fort. Ach, ich kann es ja noch gar nicht glauben. Ach, mein Hannchen!"

Die Tochter streichelte ihr die Wangen und bat: „Mach's dir und mir nicht zu schwer, Mutterchen. Sieh mal, wir sind noch in den besten Jahren und gesund und kräftig. Ist es nicht richtig, daß wir was unternehmen und uns den Wind um die Ohren wehen lassen?" Sie scherzte: „Paß auf, wir kommen noch einmal als reiche Pflanzer wieder, und die ganze Familie wird staunend um uns herumsitzen."

„Ach Hannchen, ich werde es nicht mehr erleben."

„Nicht so reden, Mutter, du tust mir weh."

Die alte Frau wischte die Tränen ab und nahm sich zusammen; sie wollte ja der Tochter nicht das Herz schwer machen. „Wenn es euch nur gut geht, Hanna, da will ich auch zufrieden sein."

Frau Marie Deinhardt stand am Fernsprecher und rief ihren Mann an: „Karl, es ist nun tatsächlich bestimmt. Rohdes gehen nach Paraguay. Was, das überrascht dich nicht? — Mich sehr, ich habe es nie für ernst genommen ... Ob du ...? Freilich, komm nur ..."

Sie wandte sich um: „Hanna, mein Mann möchte heute abend zu euch kommen, auf die große Neuigkeit hin. Ist es dir recht?"

„Aber sehr, Marie. Ich werde auch noch Degners und Hartwigs und Onkel Panse bitten, sie sollen auch die alte Tante Pauline mitbringen. Wir können dann gleich ein bißchen Abschied feiern."

Sie nahm den Hörer und telephonierte mit dem Schwager Deinhardt und den andern Verwandten. „Sie kommen. Das ist fein."

„Hast du denn genügend zum Abendbrot?"

„Ich denke doch. Ich mache mir nicht soviel Umstände. Ich schicke Erna nach Bier für die Herren. Sie mag auch italienischen Salat mitbringen. Ich habe noch ein paar Büchsen Oelsardinen und schöne Tomaten, dazu mache ich einige Schüsseln mit belegten Brötchen. Komm, Mutterchen, setz dich mit Heinrich zusammen ins Wohnzimmer und laß dir erzählen. Oder willst du erst mal die Kleinen sehn? Ich muß in die Küche."

„Ich komme mit", sagte die Schwester. Die beiden jungen Frauen gingen zusammen ab. In der blitzhellen, gekachelten Küche trafen sie dann gemeinsam Vorbereitungen zum Abendbrot. Hanna hantierte mit flinken geschickten Händen, belegte die Brötchen und richtete sie bunt durcheinander auf der flachen Meißener Porzellanschüssel an, spülte Radieschen und Tomaten ab und machte die zierliche Käseplatte mit Pumpernickel und Butterkügelchen zurecht. Frau Deinhardt half ihr. „Dein schönes Porzellan wird dir recht fehlen", bemerkte sie.

Hanna hielt in ihrer Arbeit inne und richtete die Augen groß auf die Schwester. „Ach, Marie, wenn ich daran denken wollte; es ist nicht nur das Porzellan. Aber da muß man großzügig sein. Einen Schnitt machen. Ich hab's nun hinter mir. Ich bin damit fertig. Ja, ich überlege mir ganz ruhig, ob man nicht die Einrichtung und das Porzellan zu Gelde machen könnte. Was meinst du zu einer Auktion?"

„Was, daran kannst du denken? Diese Sachen, deine Ausstattung, alles mit solcher Liebe angeschafft ..."

„Man muß sich umstellen", sagte Hanna tapfer.

Die Schwester blickte sie von der Seite an. „Es wird dir doch wohl recht schwer?"

„Ich sage dir ja, bei mir geht alles bis zu einem gewissen Punkt. Ueber den bin ich nun hinweg und denke jetzt nur noch vorwärts. Und ich bin noch jung genug, mich auf das neue Leben zu freuen."

„Um die Seereise beneide ich dich ja. Werdet ihr euch auch einige südamerikanische Städte ansehen?"

„In Buenos Aires wollen wir ein paar Tage bleiben. Dafür bin ich ja nun auch. Wenn wir durch die halbe Welt reisen, müssen wir auch etwas von ihr sehen und kennenlernen, ehe wir uns in die Einsamkeit des Urwaldes vergraben."

„Die Einsamkeit denke ich mir furchtbar. Huh, und die Moskitos."

„Dagegen gibt's Moskitonetze, und die Einsamkeit denke ich mir gar nicht furchtbar, da wird man wenigstens nicht von seiner Arbeit abgezogen. Und arbeiten heißt's die ersten Jahre. Nicht zu knapp, sage ich dir. Ich habe mich über alles informiert. Da draußen ist die Frau wirklich der Kamerad des Mannes. Aber wenn erst das Schlimmste überstanden ist, und es klappt mit unsern Pflanzungen, da können wir uns ja ein Auto anschaffen und Rundfunk legen lassen. Bücher für die Abende nehmen wir mit. Und dann gibt's doch viele Deutsche drüben. Wir müssen zusammenhalten. Ich werde bestimmt in meinem Hause im Urwald oft Gäste sehen. Ja, jetzt freue ich mich auf das alles. Man muß das Leben nehmen, wie es kommt, und das Beste daraus machen." (Fortsetzung folgt.)

Erziehliche Plaudereien

Was geht das mich an!

Ein Kind war ins Wasser gefallen. Auf die Hilferufe eilten selbstverständlich sofort Männer herbei, denen es auch gelang, das Kind zu retten. Nur ein Mann beteiligte sich nicht an den Rettungsarbeiten; er sah wohl mal hinüber zu den Männern, die nicht lange erst fragten, ob es sich hier auch nicht um „fremder Leute Kind" handelte, sondern das Vernünftigste taten, was hier zu tun war, dann ging er weiter seines Weges. Bei sich dachte er: „Was geht das mich an!" — Als er abends nach Hause kam, erfuhr er, daß es sich um sein eigenes Kind handelte, das beim Spielen in den Bach gefallen war. Da erschrak der Mann sehr und er dachte: „Wenn ich das gewußt hätte!" —

Von dem Wagen eines Spediteurs, der eiligst bestrebt war, die Güter zu bestellen, fiel ein Paket herab. Die Fuhrmänner hatten das nicht bemerkt, wohl aber ein Mann, der sich offenbar auf dem Heimweg befand. Es wäre ihm bei einigem guten Willen nicht schwer gefallen, den Wagen des Spediteurs einzuholen, um die Männer auf den Vorfall aufmerksam zu machen. Aber er dachte bei sich: „Was geht das mich an!" So lag das Paket eine Zeitlang auf dem Fahrdamm, bis ein Junge vorbeikam und es aufnahm. Inzwischen war der Wagen des Spediteurs in eine Seitenstraße eingebogen und damit der Sicht des Jungen entrückt. Der Mann hätte dem Jungen zwar sagen können, wer dieses Paket verloren hatte, aber er dachte auch jetzt noch bei sich: „Was geht das mich an!" So ließ er es zu, daß sich der Junge mit dem schweren Paket bis zum Fundbüro abrackerte. — Als der Mann dann in die Nähe seiner Wohnung kam, sah er den Wagen des Spediteurs vor seinem Hause stehen. Vergeblich suchten die Fuhrmänner das verloren gegangene Paket, das sie ihm bringen wollten. Enttäuscht mußte der Mann da die Feststellung machen, daß es sich um eine Sendung mit leichtverderblichem Inhalt handelte. Und da dieses an einem Sonnabendnachmittag geschah, bekam er das Paket erst am Montag. Aergerlich über dieses Mißgeschick dachte er da: „Wenn ich das gewußt hätte . . .!" —

In einem nicht sehr großen Betriebe bat der Zellenobmann die Gefolgschaftsmitglieder, sich nach Feierabend im Gemeinschaftsraum einzufinden. Auf Befragen erklärte er, daß es sich zwar nicht um eine Pflichtversammlung handele, daß die vollzählige Anwesenheit der Gefolgschaftsmitglieder aber sehr erwünscht sei. Darauf sagten alle gern zu, bis auf einen, der bei sich dachte: „Was geht das mich an!" Der Betriebszellenobmann sah dann wohl, daß dieser eine sogleich nach Feierabend nach Hause ging, indessen machte er diesmal keinen Versuch, den Arbeitskameraden zum Bleiben zu veranlassen, denn er kannte ihn als einen der wenigen Außenseiter, die zwar mitmachen, die aber jede Gelegenheit suchen, sich von Gemeinschaftsveranstaltungen zu drücken. — Als der Mann dann am nächsten Morgen erfuhr, daß der Betriebsführer seiner Gefolgschaft ganz überraschend eine kleine Feier mit belegten Broten, männlichen Getränken und Rauchwaren bereitet hatte, bei der es recht angeregt und fröhlich zugegangen sei, dachte er ärgerlich bei sich: „Wenn ich das gewußt hätte . . .!"

Woraus sich ergibt, daß die beiden Sätze: „Was geht das mich an!" und „Wenn ich das gewußt hätte . . .!" unlöslich zusammengehören. Zwischen diesen beiden Sätzen liegt meist eine für den Betroffenen bittere Erfahrung, die — recht besehen — eine erziehliche Wirkung haben sollte. Aber das ist es ja eben: wer nach dem Grundsatz: „Was geht das mich an!" handelt, ist noch weit vom Geist wahrer Volksgemeinschaft entfernt. Er müßte also zuvor einen Gesinnungswandel an sich vollziehen.

Es wäre schön, wenn beide Sätze aus unserem Sprachgebrauch getilgt werden könnten. Bevor wir aber soweit sind, müssen wohl noch manche Herzen geläutert werden. MC.

„Wenn wir nach Hause kommen . . .!"

Das ist ein böses Wort, ein Damm, hinter dem die Wellen mütterlichen Zorns künstlich gestaut werden, weil man sich gerade auf der Straße befindet oder an einem Ort, wo „die Leute es sehen könnten".

Ein scheuer Kinderblick sucht sofort die Augen der Mutter, und was es dort vibrieren sieht, springt über in das kleine Herz als Angst, als quälende, lastende Angst. Den Rest des Spazierganges oder Besuches bleibt die Gewißheit über dem Kinde: wenn wir nach Hause kommen, dann... Es kennt die Härte der Strafe, diese wütende Genugtuung des Erwachsenen, der es dem kleinen Menschen nicht verzeiht, daß er sich so lange beherrschen mußte. Das Kind versucht sein Letztes, durch krampfhaftes, alle Ungezwungenheit zerstörendes „Bravsein" die oft nur leise durch die Zähne gestoßene Drohung zunichte zu machen. Immer wieder forscht es in dem Gesicht der Mutter nach Regungen, die es ahnen lassen, das Nachhausekommen als etwas weniger Schreckliches zu sehen.

Und diese Mutter, die das angstvolle Forschen wohl bemerkt, brüstet sich stolz: „Ich regiere mein Kind nur mit den Augen!" Diese Mutter hat sicherlich irgendwo gehört, daß es so etwas gibt. Bei Tieren soll es so etwas geben, und warum auch nicht, denn diese verstehen die Sprache der Menschen doch nur unzureichend. Aber wie weit ist diese Mutter entfernt vom wirklichen Führen mit den Augen. Das wird immer nur die wahrhaft mütterlich-gütige Frau vermögen. Dort, wo ein inniger Kontakt besteht zwischen Mutter und Kind, wirkt ein trauriger Blick mehr als ein lärmender Vorwurf. In diesem Verhältnis werden die Augen der Mutter dem Kinde ein Wegweiser sein, auch in der Gesellschaft anderer, wo es sich nicht ungestört Rat und Hilfe holen kann. Es weiß bei einem aufmunternden Blick: so mache ich's recht! Oder bei einem erstaunt-verweisenden: nun habe ich mich daneben benommen. — Was aber hat dieses Nach-den-Augen-sehen mit jenem gemein, wo das Bravsein, das Gehorchen nur der Angst vor angedrohter Strafe entspringt? Was enthält die Drohung an moralischen Werten: Warte, wenn wir nach Hause kommen . . .?

Und was ist die Folge, wenn im zartesten Kindesalter das Mädelchen oder der Bub' den Inhalt dieser Drohung kennenlernt? Nur zu bald wandelt sich die Angst in Trotz, der schweigend und verbissen die Strafe einsteckt. Später wird aus Trotz Auflehnung. Und eines Tages sind sich Mutter und Kind innerlich fremd geworden.

Es gibt vernünftigere Wege. Von allen aber ist die Drohung: Warte, wenn wir nach Hause kommen . . .! eins der schlechtesten. R. L. G.

ihr ja schon im ersten Rechenvorteil erfahren!). Also ist unser Ergebnis 2356.

Nun können wir auch folgende Aufgabe rechnen:

84 × 116 = ?	
100 × 100 = 10 000	
— 16 × 16 = 256	
	9 744

Ja, noch schwierigere Aufgaben können wir lösen, z. B.:

123 × 157 = ?	
14 Zehner × 14 Zehner = 19 600	
— 17 × 17 = 298	
	19 311

Bei der Lösung dieser Aufgabe ist es natürlich wichtig, daß einem der erste Rechenvorteil (Multiplikation im großen Einmaleins) so selbstverständlich geworden ist, daß man ihre Ergebnisse „im Schlaf" findet.

Nun löst einmal die folgenden Aufgaben:

57 × 83 = ?	155 × 165 = ?
21 × 59 = ?	72 × 88 = ?
106 × 114 = ?	198 × 202 = ?

*

Scherzfragen zum Vorlesen

Was erhält der Jäger immer, wenn er schießt? (Ein leeres Gewehr.)

Was für Holz ist am meisten im Wald? (Rundes.)

Was ist am Tage voll und in der Nacht leer? (Der Schuh.)

Was ist ein Hund und doch kein Hund? (Die Hündin.)

Wenn man es ins Wasser tut, so brennt es, wenn man es aber ins Feuer tut, so brennt es nicht. Was ist das? (Der Kalk.)

*

Zum Zungenzerbrechen

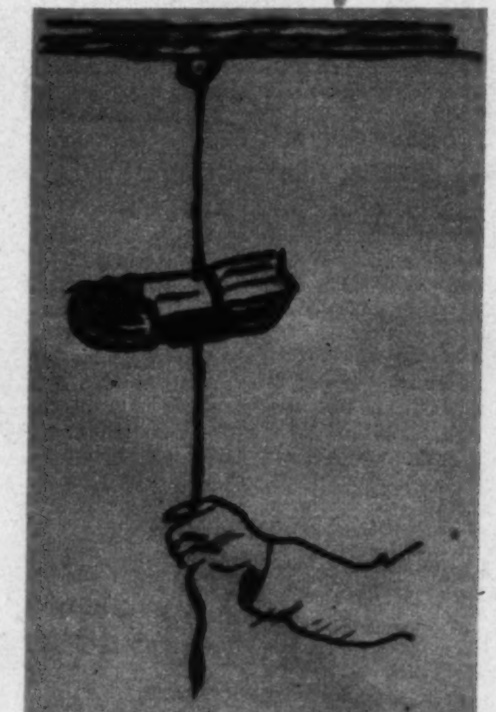
Bierbrauer Bauer braut Braunbier. Braunbier braut Bierbrauer Bauer.

Schnall schnell die Schlittschuhschnallen. Die Schlittschuhschnallen schnall schnell.

Zucke saure Zwetschen ein. Saure Zwetschen zucke ein.

Schnellzugszuschlagkarte.
Große Krebse krabbeln im Korb.
Sprich fünfmal ganz schnell: Bleiknopf.

Neue Preisaufgabe!



Ich habe an einem Deckenhaken eine Schnur befestigt, in deren Mitte ein Holzscheit befestigt ist. Nun lasse ich unten an der nicht zu starken Schnur ziehen. Was meint ihr — reißt die Schnur oberhalb oder unterhalb des Holzscheites?

Sendet mir die Lösungen bis zum **15. November 1939** an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Fügt der Lösung aber auch die Angaben über euer Alter und vor allem eure genaue Anschrift bei.

F r i t z.

· Lösung unserer Frage **„Wer rät dieses?"** aus dem vorigen Heft: 1. Das Streichholz, 2. Der Schlaf. — 1. Die Uhr, 2. Die Augen.



Das Manöverspiel



Das Manöverspiel ist ein Kriegsspiel und wird von zwei Parteien gespielt; jede Partei kann aus einem oder mehreren Teilnehmern bestehen. Es spielt eine Partei mit sechzehn weißen und die andere mit sechzehn schwarzen Figuren oder Kampfeinheiten. Das Spielfeld besteht aus schachbrettartig geordneten Spielfeldern in zwei Farben. Auf die schwarzen Felder darf nicht gesetzt werden. Die Bewegung der Figuren auf dem Spielfeld kann nach jeder Richtung hin erfolgen. Die Bewegungsweite wird durch den Wurf mit drei Würfeln bestimmt, dessen Augenhöhe voll ausgenutzt werden muß. Es können aber mit den Wurfzahlen eine bis drei Figuren gerückt werden. Die Figuren werden je in den beiden seitwärts in den Ecken einander gegenüberliegenden Lagern aufgestellt. Die Kampfeinheiten bestehen aus aufgerichteten, mit einem kleinen Untersatz versehenen Stielen, über die je fünf abnehmbare Ringe gestülpt sind. Diese Ringe kennzeichnen die Kampfstärke der einzelnen Figuren. Der Kampf beginnt, sobald zwei feindliche Figuren auf zusammenliegenden Spielfeldern zusammentreffen. Alle Figuren einer Partei, die auf benachbarten Feldern stehen, also in ununterbrochenem Zusammenhang mit der den Kampf aufnehmenden Spielfigur, gelten als in den Kampf verwickelt. Jeder Kampf bringt den beteiligten Parteien und Kampfeinheiten einen Verlust, d. h. zu Beginn des Kampfes hat jede Partei von irgendeiner ihrer mitkämpfenden Spielfiguren einen Ring zu entfernen.

Sind die in den Kampf eintretenden Spielfiguren jedoch ungleich in der Anzahl, so ist der Verlust der schwächeren Partei als der größere anzunehmen, sie entfernt deshalb zwei Ringe von ihren Figuren vor Beginn des Kampfes. Der Kampf wird durch je einen Wurf der Widersacher mit einem Würfel ausgetragen. Wer mehr wirft als der andere, ist der Sieger. Der Unterlegene verliert zunächst so viel Ringe, als er weniger Augen gewürfelt hat. Er entfernt sie nach Belieben von seinen beteiligten Kampfeinheiten. Außerdem hat er ebensoviel Würfe mit einem Würfel vorzunehmen, als er an Spielaugen unterlegen war. Die Augen dieser Würfe muß er dann benutzen, die vom Gegner bezeichneten Kampfeinheiten vom Kampfplatz zu entfernen. Nach Austragung des Kampfes sind zwei Möglichkeiten gegeben: entweder die Berührung auf benachbarten Feldern der Widersacher ist noch vorhanden, damit der Kampf noch im Gange, oder die Gegner haben sich durch die Rückzüge des Unterlegenen voneinander gelöst. Im ersten Falle wird die Kampfhandlung genau in gleicher Weise wie vorher wiederholt, im zweiten Falle wird das Spiel mit drei Würfeln und die Bewegung der Kampfeinheiten auf dem Spielplan wieder aufgenommen. Sieger ist, wer das feindliche Lager erobert und besetzt und den Gegner aus ihm herausdrängt oder das vom Gegner geräumte Lager mit einer seiner Kampfeinheiten erreicht. Der Spielverlauf ist spannend und voller Abenteuer und Aufregungen. Die Spielregeln erscheinen zunächst sehr zahlreich und vielfältig. Ihre Folgerichtigkeit erleichtert ihre Einprägung aber sehr. Eine einmalige aufmerksame Befolgung macht alles klar und zeigt ihre Notwendigkeit aus den entstehenden Spielbegebenheiten. Beim Spiel ist noch zu beachten, daß eine Figur, die bereits vier Ringe verloren hat, einen Angriff nicht mehr machen kann, da sie ja dabei ihren letzten Ring verlieren würde. Spielfiguren ohne Ringe gelten als vernichtete Kampfeinheiten und sind vom Spielplan zu entfernen. Dagegen sind Spielfiguren mit nur einem Ring noch zur Verstärkung der Kampffront oder Herstellung der Ueberlegenheit in der Kampffront gut zu brauchen. Spielen mehr als zwei Heere, so werden die gegnerischen Heere auf mehrere Führer in der Partei nach Uebereinkommen eingeteilt. Das Würfeln, das die Partei trifft, wechselt dann in der Gruppe von Führer zu Führer.

S c h e r z - W a u e r.

Ergebnis unseres Preisausschreibens aus Heft 15/1939

Die Sache mit den Äpfeln war eine recht undurchsichtige Angelegenheit, nicht wahr? Ja, Kinder, es war eine Denksportaufgabe. Es gehörte ein wenig Köpfchen dazu, um die Lösung zu finden. Also wie war das? Der Onkel erlaubte dem Fritzchen, einen Apfelbaum zu schütteln. Die Hälfte der Äpfel fiel herab, es war aber nur einer. Als Fritzchen dann auf den Baum schaute, waren keine Äpfel mehr da. Also waren es zwei Äpfel gewesen, den einen hatte er abgeschüttelt, folglich waren keine Äpfel mehr am Baum, sondern nur noch ein Apfel. Also nicht die Mehrzahl, sondern die Einzahl. Auf diese Beobachtung kam es mir bei der Aufgabe an! Aber ich muß euch loben, denn es gingen auch diesmal wieder mehr richtige Lösungen ein, als ich Preise zu verteilen hatte. Weil aber so viele wirklich gut aufgepaßt haben, will ich statt der ausgesetzten fünf Buchpreise auch diesmal wieder einige mehr verteilen. Die Reihenfolge der Preisträger hat das Los bestimmt. So stelle ich euch nun die glücklichen Preisträger vor: **Manfred Große** in **Bochow** über Jüterbog II bekam den ersten Preis in Höhe von **10,— RM**, den zweiten Preis in Höhe von **5,— RM** bekam **Margarete Freitag** in **Oels** in Schlesien, je ein wertvolles Jugendbuch bekamen ferner: **Jutta Lühmann** in **Wustrow** in Hannover, **Herbert Freitag** in **Halle** an der Saale, **Jutta Orlowsky** in **Berlin** NO 18, **Ingeborg Konerding** in **Burgdorf** in Hannover, **Eberhard Knapp** auf **Gut Projensdorf** bei Kiel, **Wilfried Wagener** in **Wuppertal-Elberfeld**, **Alfred Mann** in **Seestadt Wismar**, **Edith Sonnenberg** in **Magdeburg-Lensdorf** und **Maria Schmitt** in **Mannheim**.

F r i t z.

Spaß für kleine Rechenkünstler

Hier eine neue Aufgabe:

$66 \times 74 = ?$

Furchtbar einfach, Kinder:

70×70 weniger $4 \times 4 = 4884$

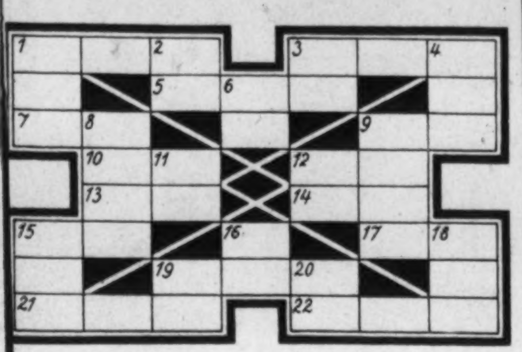
Was ist denn das für eine Hexerei, werdet ihr sagen, und ihr wollt gewiß die Erklärung dafür haben. Ich muß vorausschicken, daß wir diesen Rechenvorteil immer anwenden wollen, wenn es sich darum handelt, Zahlen miteinander malzunehmen, wie etwa 25×35, 35×45 oder 24×36, 97×103 oder 51×69. Die Zahlen sind immer so gewählt, daß die erste immer soviel kleiner als der nächstfolgende volle Zehner, und die zweite um genau soviel größer als dieser Zehner ist. Also: die nächsthöhere Zehnerzahl zu 25 ist 30, der Unterschied beträgt also 5, 35 ist wiederum um 5 größer als 30, also rechnen wir $30 \times 30 = 900$ und ziehen 5×5 ab $= 875$. Wir wollen uns also merken, daß das Ergebnis aus Unterschied mal Unterschied stets a b g e z o g e n werden muß. So können wir auch jetzt die anderen Aufgaben rechnen, die unten angegeben sind, z. B. $51 \times 69 = ?$ Wir rechnen: $60 \times 60 = 3600$ und ziehen 9×9 ab $= 3519$.

Jetzt können wir uns auch an schwierigere Aufgaben heranmachen, z. B. 38×62. Kriegt bitte keinen Schreck, auch diese Aufgabe wird im Kopf ausgerechnet. Dazu braucht man wirklich kein großer Rechenkünstler zu sein. Paßt einmal auf: Aus dem vorigen Rechenvorteil ging hervor, daß wir einen Zehner suchen mußten, der von den beiden miteinander malzunehmenden Zahlen gleich weit entfernt war, daher der einen Zahl um soviel größer, als er der anderen Zahl gegenüber kleiner war. In unserer neuen Aufgabe ist das welcher Zehner?

Ganz richtig, es ist die Zahl 50, und der Unterschied heißt 12. Also rechnen wir ganz einfach $50 \times 50 = 2500$ weniger $12 \times 12 = 144$ (wie 12×12 gerechnet wird, habt

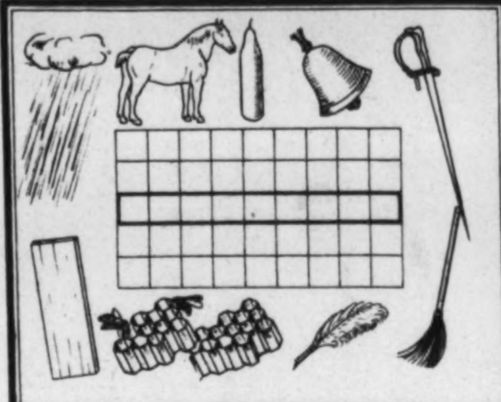
Kurzweil am Feierabend

Silben-Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 1. rheinpreußische Stadt, 3. Ge-ißstange am Pferdegeschirr, 5. Teil des Stuhles, 7. Vor-teher einer Fakultät, 9. Kavallerist, 10. altrömische Münze, 12. Fruchternte, 13. Verkaufsraum, 14. weib-icher Vorname, 15. Waschbütte, 17. Schneiderwerkzeug, 9. Darmkrankheit, 21. Offizier, 22. Vertreter souve-äner Staaten. — Senkrecht: 1. weiblicher Vor-name, 2. Sitzgelegenheit, 3. Gefäß, 4. Zeitungsbericht-rstatter, 6. Beruf, 8. Kerzenträger, 9. Handgepäck, 1. indische Baldriangewächse, 12. inneres Organ, 5. Einwilligung, 16. Hafendamm, 18. Auflehnung, 9. Kirchengesang, 20. leidenschaftliche Wut.

Bilder-Rätsel



Die Namen der bildlichen Darstellungen sind zu ordnen und so in die Figur einzutragen, daß die Buchstaben der mittleren stark umrandeten Felder von links nach rechts einen Badeort am Rhein nennen. (ck = ein Buchstabe.)

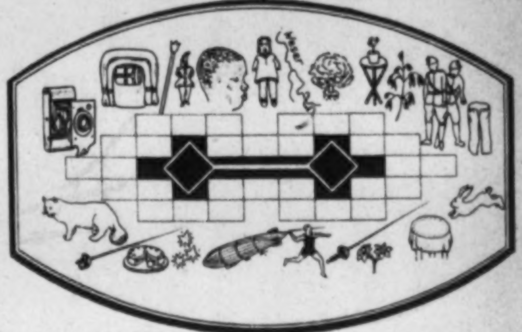
Rätsel-Auflösungen aus Heft 21

Bilderrätsel. Wer auf den Knien rutscht, kommt nicht weit.

Bilderrätsel. Wer überwindet, der gewinnt.

Bilderrätsel. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Bilder-Kreuzwort-Rätsel



Die Namen der bildlichen Darstellungen sind silbenweise in die Figur einzutragen. Die oberen Bilder ergeben der Reihe nach die waagerecht und die unteren Bilder der Reihe nach die senkrecht einzutragenden Silben.

Versteck-Rätsel

Jawort — Pfirsich — Linde — Steinbutt — Hildesheim — Herzschlag — Ensemble — Rheinwein — Bundesbruder — Luther — Swinemünde — Vorsicht — Bänder — Einvernehmen — Wolke — Undine — Einsicht — Teigwaren — Bollwerk — Eigenwille — Zephirhemd — Standesamt — Hameln.

Jedem der obigen Wörter sind drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die, nacheinander gelesen, ein Zitat aus Schillers „Tell" ergeben.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: i. V. Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

1088

159 Dr. Becker
Meysenbugschule

Das Nogattor der Ordensfeste Marienburg